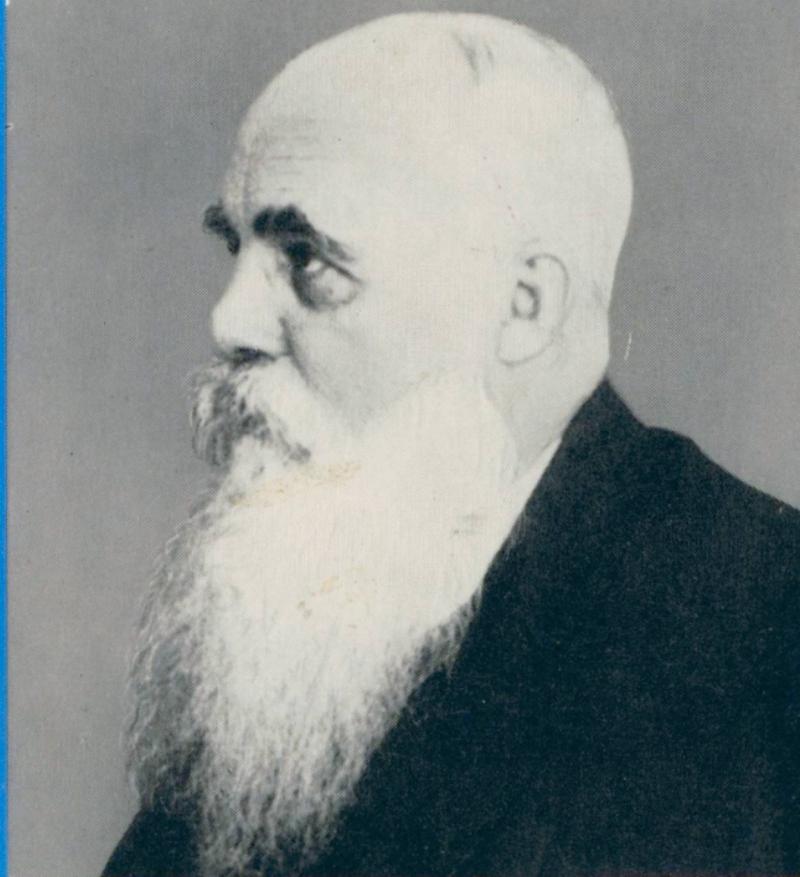


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN

Detwig v. Oertzen

Ein Christuszeuge im Orient

Detwig von Oertzen

Ein Christuszeuge im Orient

Mit einem Geleitwort von
Karl Heim †

Für den Druck bearbeitet und herausgegeben von
H. W. Hertzberg



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 150/151 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort von Prof. D. Karl Heim	3
Vorbereitung	5
Anfänge in der Mission	20
Die Armenier	30
Ein Erkundungsritt durch Kurdistan	35
Dienst zu zweien	42
Über die kurdische Sprache zum kurdischen Menschen	50
Unter den Juden in Sautschbulagh	56
Ein vorzeitiges Ende	61
Über Bulgarien in die Diakonissenarbeit	63
Bei der Mission in Ägypten	70
Dienst an Soldaten im Orient	77
Beirut	88
Palästina	97
Ausklang	104
Nachwort von Prof. D. H. W. Hertzberg	111

© 1961 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg an der Lahn

Geleitwort

Gern erfülle ich die Bitte, den Lebenserinnerungen meines Freundes, mit dem ich einst in den Frühlingstagen der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung zusammenarbeiten durfte, und mit dem ich seitdem innerlich verbunden geblieben bin, ein einleitendes Wort voranzuschicken.

Der Mann, der in diesen Blättern zu uns redet, gehört zwar zur alten Generation, die jetzt von dem Kampfplatz abgetreten ist, auf dem die Entscheidungen über die Zukunft fallen. Und doch kann man nicht sagen, das, was uns hier erzählt wird, gehöre nur noch der Geschichte an und habe für das heutige Geschlecht, das den Zusammenbruch erlebt hat, keine Gegenwartsbedeutung mehr. Denn die Welt steht überall, vor allem in den Ländern des Ostens, in die uns die spannendsten Kapitel dieses Buches hineinführen: in der Türkei, in Persien, in Kurdistan, in Armenien, in Palästina, auch heute noch mitten drin in den politischen und religiösen Erschütterungen, von denen hier erzählt wird.

Aber diese Erinnerungsblätter sind ja nicht geschrieben, um uns neue Erkenntnisse über die Welt des Ostens zu erschließen, die uns Europäern so schwer verständlich ist. Hier redet nicht ein Weltreisender oder Ethnologe oder Religionsforscher zu uns, sondern ein Mann, der, getrieben von der Liebe Christi, sich in völliger Hingabe an der Stelle eingesetzt hat, wo der Kampf um die Sache Gottes am heißesten ist und am aussichtslosesten erscheint, wo der Zeuge der Versöhnung durch Christus menschlich betrachtet auf einem verlorenen Posten kämpft, nämlich in den Ländern, die auch heute noch, ja heute mehr als je, von der fanatisierenden Macht der starren muhammedanischen Gesetzesreligion beherrscht sind. Wir erleben es beim Lesen dieser Erinnerungen mit, wie ein Bote Jesu in Länder, in denen mörderische Überfälle und Blutrache an der Tagesordnung sind, in denen — wie in Kurdistan — schon die Knaben bewaffnet übers Feld gehen, völlig wehrlos hineingeht, nur von der Liebe Christi getrieben, wie er, immer von Todesgefahr umgeben und von schweren Krankheiten bedroht, dennoch unermüdlich im Dienst des suchenden Hirten um die Rettung der Menschenseele ringt.

Das alles ist aber nicht zum Ruhm eines Menschen geschrieben. Der Mensch, der hier aus seinem Leben erzählt, tritt dabei selbst ganz in den Hintergrund. Gott ist es, der allein handelt. Das wird uns in diesem Lebensbild unmittelbar anschaulich. Wenn ein Mensch sein Leben Gott ganz an-

vertraut, so nimmt Gott ganz von ihm Besitz, lenkt sein Leben nach seinem hohen Plan mit seiner unsichtbaren Hand auch durch alle drohenden Gefahren hindurch, gebraucht ihn überall, wo er hinkommt, als Werkzeug zur Rettung anderer und läßt Lebenskräfte von ihm ausgehen, bis er seinen Auftrag vollendet hat. Dabei wird uns am Lebensbild dieses Boten Jesu, der viele Länder durchreist und unter vielen Völkern gelebt hat, in einer Zeit, in der sich die Ländergrenzen verschieben, besonders deutlich: wo Gott handelt, da fallen die Schranken, die die Völker trennen. Vor Gott ist die Menschheit eine Einheit und hat ein letztes Ziel, zu dem sie durch die Botschaft von Christus berufen ist. Darum ist das Evangelium auch heute noch die Brücke, die alle Völker der Welt miteinander verbindet, die Kraft, die allein imstande ist, die abgrundtiefen Gegensätze zwischen den Völkern des Westens und der Welt des Ostens von innen her zu überwinden. Darum können wir auch über diese Lebenserinnerungen eines heutigen Missionars die Worte setzen, die Paulus einst an die Römer schrieb, als er eine Weltmissionsreise antrat, die die östliche und die westliche Hälfte des römischen Weltreiches zu einer Einheit zusammenschließen sollte: „Ich bin ein Schuldner der Hellenen und der Barbaren, der Gebildeten und der Nichtgebildeten“ (Römer 1, 14).

D. Karl Heim

Vorbereitung

Da es sich hier nicht um eine vollständige Selbstbiographie handelt, sondern um ein Nachsinnen über die Ereignisse, Eindrücke und Erlebnisse, die für meinen späteren Lebensweg von Bedeutung waren, so genügen einige Züge aus dem Elternhaus, in dem ich am 18. Juni 1876 in Anklam an der Peene geboren wurde. Der Vater, aus Mecklenburg stammend, aber seit vielen Jahren in Anklam als Landrat tätig, die Mutter Mathilde von der Dollen, beide mit Überzeugung christlich, aber ohne einen ausgesprochenen pietistischen Zug, haben uns unter Tischgebet, Hausandacht und Kirchengen christlich erzogen; sie beteiligten sich auch am Gustav-Adolf-Verein, an Missionsfesten und anderen christlichen Veranstaltungen. Das alles hat von Jugend auf zu den Eindrücken gehört, die auf mich wirkten. Dazu kam der angeregte Verkehr des landrätlichen Hauses, in dem sich regelmäßig im Winter bei mancherlei Vorträgen nicht nur die Verwandten von den nahegelegenen Gütern, sondern auch die Vortragenden selbst, zum Teil Professoren der Theologie oder der anderen Fakultäten aus Greifswald, einfanden. Altkonservative Gesinnung, Treue zum Vaterland und Königshaus und Christentum in den bei uns landläufigen Formen waren die bestimmenden Faktoren.

Ich kann es mir nicht versagen, hier zwei Züge im Wesen meines Vaters anzuführen, die einerseits seine, man würde heute sagen, „soziale Gesinnung“ und andererseits sein Verständnis des Innerlichsten in unserem Christenglauben kennzeichnen. Es war bei seinem 25-jährigen Jubiläum als Landrat und bei dem üblichen großen Festessen, bei dem viele Reden gehalten wurden; da stand ein Bauer aus dem Kreise auf und hielt die kurze Tischrede: „He sall man so bliewen; denn sünd wi mit em tofräden!“

In dem anderen Fall handelte es sich um einen wohlhabenden Gutsbesitzer des Kreises, der ein lockeres Leben geführt hatte und im Alter mit meinem Vater gut bekannt geworden war. Der hatte bei seinem Tode unseren Vater zum Vormund und Vermögensverwalter

für seinen Haupterben, eines seiner vielen unehelichen Kinder — er war nie verheiratet gewesen —, eingesetzt. Unser Vater hatte diese Aufgabe mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit durchgeführt. Nun geschah es, daß der Sohn als Erwachsener an das Grab seines Vaters trat und die Grabinschrift las: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde“ (1. Joh. 1, 7). Da brach er in Tränen aus und rief: „Das hat Onkel Oertzen hinsetzen lassen!“

Dieser inneren Stellung entsprach es, daß auf seinen Wunsch zu seiner eigenen Grabinschrift der Spruch gewählt wurde: „Das ist gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin“ (1. Tim. 1, 15).

Mein Vater, obwohl schon älter, von kleiner Statur und kränklich, besaß in hohem Maße das, was Bismarck gern „Zivilcourage“ nannte, einen kühnen Mut der Wahrheit und der Überzeugung in amtlichen, vaterländischen und christlichen Fragen. Welchen hohen Wert das hat, ist mir unvergeßlich eingeprägt worden, obwohl ich beim Tode meines Vaters, der nach mehrjähriger schwerer Krankheit verstarb, noch nicht 17 Jahre alt war.

Diese Krankheit des Vaters und gleichzeitig schwere wirtschaftliche Sorgen, die ich vor und nach seinem Tode mit der Mutter zu teilen hatte, haben mich wohl in vielen Dingen früh reifen lassen. Das, was so viele Menschen als ein Paradies ihrer Kinderjahre rühmen, habe ich kaum gekannt. Und eines, was auch bei äußerer Not so beglücken und hinüberhelfen kann, hat vielleicht bei unseren Eltern weithin gefehlt: der Sinn für das rechte Feiern und gemütvolle Sinnigkeit. Aus dem unbewußten Verlangen und Sehnen danach ist mir in den letzten Schuljahren, angeregt durch einen jener oben erwähnten Vorträge, der alte Wandsbecker Bote, Matthias Claudius, mit seinem frommen Humor, Familienglück und Christenglauben in dürrer Zeit ein immer lieberer Freund geworden, den auch anderen lieb zu machen mir im Leben stets eine Freude gewesen ist. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diesem alten

Freund einen weitgehenden Einfluß auf die innere Gestaltung meines Lebens zuschreibe.

Aus dieser Jugend- und Schulzeit erscheinen mir nur noch zwei Erlebnisse von besonderer Bedeutung für mein Leben. Auf einem der oben erwähnten Missionsfeste, und zwar in Janow bei Iven auf der Lanzkronburg, wo alljährlich ein solches Fest von dem Besitzer, dem Grafen Zieten-Schwerin aus Wustrau, dem langjährigen Vorsitzenden des Jerusalemvereins, veranstaltet wurde, wahrscheinlich im Jahre 1889 oder 1890, erzählte ein Pastor Wilhelm Faber von dem Plan einer Missionarsaussendung nach Persien, um die er sich bemühte. Sein Bericht machte so großen Eindruck auf mich Schüler, daß ich mich am liebsten schon damals zum Missionsdienst gemeldet hätte. Es gehört zu den wunderbaren Wegen Gottes, daß ich, ohne unmittelbare Verbindung hiermit, schließlich nach Persien ausgesandt wurde, am Grabe des einen jener Missionare bei Urmia stand, auf seinen Spuren wanderte und der Nachfolger seiner Braut am armenischen Waisenhaus in Khoi wurde. Und viel später wurde ich durch jenen Grafen Zieten-Schwerin in die Arbeit des Jerusalemvereins an den deutschen evangelischen Gemeinden in Haifa und Jaffa in Palästina berufen.

Das lag damals noch in weiter Ferne; aber zu meinem späteren Entschluß für das Studium der Theologie und zur Mission unter den Muhammedanern hat sicherlich jenes Missionsfest mitgewirkt.

Als ein Zeichen des bewußt christlichen Sinnes meines Vaters muß ich es ansehen, daß er stets den Wunsch gehabt hat, einer seiner fünf Söhne möge Theologie studieren, und wenn möglich zugleich Naturwissenschaften. Bei dem ältesten Sohn wurde dieser Plan durch den Krieg 1870/71 vereitelt. Bei dem jüngsten kam es wohl schließlich zu dem Studium der Theologie, aber erst nach dem Tode des Vaters. Es wäre vielleicht auch damit nichts geworden, da viele Widerstände vorhanden waren, wenn nicht eine schwere Erkrankung eine innere Wendung zum Herrn in mir bewirkt hätte, dem nun das neugeschenkte Leben gehören sollte; eine Wendung, die in gewissem Sinne eine Bekehrung be-

deutete, ohne daß aber ein neues Licht oder neue Erkenntnisse damit verbunden waren. Die Wirklichkeit der Sünde und ihre Macht waren wohl erkannt, aber das Leben durch den lebendigen Heiland und mit ihm und für ihn fehlte. Das sollte erst später kommen, und es kam auch.

Wenn ich heute darüber nachdenke, wie es zu dieser inneren Entscheidung gekommen ist, und wie ich zum bewußten christlichen Glauben fand, so sehe ich diesen Weg unter dem Bibelwort: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“

Ich entsinne mich nicht, daß ich jemals an den Grundwahrheiten und Lehren des Christentums gezweifelt hätte; doch war das alles wenig lebendig. Auch mein Konfirmandenunterricht, den ein junger Pfarrer mir erteilte, und bei dem wir nach meiner Erinnerung meist dogmatische Beweisstellen als Sprüche lernten, hat keine mir bewußten Eindrücke hinterlassen. Ich entsinne mich nur, daß es mich sehr bewegte, als mein Vater, der schon dauernd auf dem Krankenbett lag, mich, der ich an seinem Bett kniete, segnete. Es hat mir in jener Zeit einen schmerzlichen Eindruck gemacht, als der junge Pastor, den mein Vater bei einem Besuch bat, mit ihm zu beten, erst in die Nebenstube ging, um sich darauf vorzubereiten; wie unterschied sich von ihm doch mein ältester Offiziersbruder, der ein halbes Jahr später nach dem eben eingetretenen Tode meines Vaters mit uns aus dem Herzen betete!

Mein früher gefaßter Plan, Pastor oder gar Missionar zu werden, kam etwas ins Schwanken, weil mir eine Zeitlang der Beruf des Ingenieurs oder Chemikers vorschwebte; ich kam darauf durch einen Freund, mit dem ich mich damals sehr zusammengefunden hatte. Um dieses Gedankens willen habe ich vorübergehend etwas technisches Zeichnen betrieben und am englischen Unterricht in der Schule teilgenommen. Erst im letzten Schuljahr wurde der Plan, Theologie zu studieren, wieder lebendig, und zwar infolge meiner Erkrankung an Gelenkrheumatismus, die mich ein halbes Jahr vor dem Abiturientenexamen heimsuchte, und die

so schwer war, daß unser Hausarzt an meinem Aufkommen zweifelte; er sprach es auch meiner Mutter gegenüber aus, und zwar so laut, daß ich es hörte. Ich bin zum Erstaunen des Arztes nicht gestorben, sondern habe doch noch zu Ostern die Reifeprüfung ablegen können. Aber die innere Erschütterung angesichts des Todes war so stark gewesen, daß sich mein Verhältnis zu Gott grundsätzlich änderte und ich, soweit ich es vermochte, mit aller mir bewußten Sünde, vor allem allen Betrügereien in der Schule, brach. Meine Schulleistungen waren im Grunde mäßig, aber der Direktor sagte zu meiner Mutter, ich sei doch sonst reif genug, warum solle ich noch auf der Schule bleiben? So erhielt ich das Reifezeugnis und entschloß mich zum Beruf des Pfarrers.

Mein Entschluß, Theologie zu studieren, hatte zwar völlig die Zustimmung meiner Mutter gefunden, mußte aber den Offiziersbrüdern gegenüber, die mir auch den Offiziersrock wünschten, ernsthaft durchgefochten werden — eine sehr heilsame Festlegung des eigenen Willens. Meine Brüder hatten für die Ableistung meines militärischen Dienstjahres, die dem akademischen Studium vorangehen sollte, die Universität Halle vorgeschlagen, in der ein Vetter von uns in Garnison stand. Sie hofften, ich würde durch den Verkehr in seinem Hause doch noch schließlich zum Umsatteln bewogen werden. In der Durchkreuzung dieser Pläne sehe ich ein deutliches Eingreifen Gottes in der Gestaltung meines Lebensweges. Die militärärztliche Untersuchung bezeichnete mich wegen eines Herzklappenfehlers als dauernd untauglich. Damit war der Soldatenberuf ausgeschlossen, und der Weg in die Theologie stand offen. Halle wurde nun der Ort für den Anfang des Studiums. Dieses war mir durch die Güte eines Onkels, des Bruders meines Vaters, ermöglicht, mit dessen Frau mich schon seit Jahren ein besonderes Band herzlicher Liebe und inneren Verstehens verknüpfte, das sich bis zu ihrem Tode immer mehr verstärkte, je mehr sie und ich zu immer größerer Klarheit und Gewißheit des Glaubens gelangten.

Das Theologiestudium enttäuschte mich anfangs, weil

dabei so gar nichts davon in Erscheinung trat, daß wir jungen Studenten doch zu Dienern und Predigern des Herrn vorbereitet werden sollten — kein Gebet, keine Andacht oder dergleichen. Das wurde nur in etwas ersetzt durch die hochbedeutsame und gewissenpackende Persönlichkeit von Professor Martin Kähler, der mich gleich sehr anzog und der Anlaß wurde, daß ich nach einem Jahr Studium in Berlin, das dem ersten Halle'schen Studienjahr sich anschloß, wieder nach Halle zurückkehrte. Alte Anklamer Schulkameraden führten mich als Gast in die christliche Studentenverbindung Wingolf und in ein Korps Normannia ein. Tiefere Eindrücke erhielt ich jedoch nicht.

Um so bedeutsamer war es, daß Professor Kähler in seinen Anfängervorlesungen, vor allem in dem Kolleg „Über die Geltung und Geschichte von der Wirkung der Heiligen Schrift“, aber auch in seinen literar- und textkritischen Untersuchungen, den Weg zu einer Wertschätzung der Heiligen Schrift wies, die aus ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung herkommt. Das war in jener Zeit, da Textkritik und Einleitungsfragen alles zu überwuchern schienen, von richtunggebendem Einfluß für die Zukunft. So ging der junge Student, stark durch den Gewissensernst des Lehrers gepackt, für ein Jahr nach Berlin, um Adolf Schlatter, Bernhard Weiß, Adolf Harnack und andere zu hören, doch auch Vorlesungen der Nationalökonomien Schmoller und Adolf Wagner, gelegentlich auch Hermann Grimm und Professoren der Medizin, und dann ganz regelmäßig Heinrich von Treitschke über preußische Geschichte.

Die Bedeutung der Berliner Zeit lag aber für mich noch auf einem anderen Gebiet, nämlich in der Berührung mit dem lebendigen Christentum, das damals in Laienkreisen in und um den Christlichen Verein junger Männer in der Wilhelmstraße sich sammelte und betätigte. Einige persönliche Berührungen waren vorausgegangen; doch wäre das ohne Wirkung geblieben, wenn nicht noch ein zweiter Umstand hinzugekommen wäre.

Der Begründer und Leiter der Evangelisationsarbeit in Madrid, Pastor Fritz Fliedner, war damals auf einer

Vortragsreise in Deutschland. Er wohnte bei meiner Mutter in Anklam, hörte von dem jungen Theologiestudenten in Berlin und vermittelte, daß dieser zu einem sogenannten „Spanischen Teeabend“ im großen Saal eben jenes Vereins eingeladen wurde. Dabei kam es zur Bekanntschaft mit dem damaligen Oberförster und Präses des Berliner Vereins, von Rothkirch, und ernster seelsorgerlicher Unterredung schon am nächsten Vormittag, ferner am selben Abend zur Berührung mit dem Leiter der Studentenabteilung des Vereins, dem Grafen Bolko von der Recke-Vollmarstein, und durch ihn wieder am nächsten Tage mit der Berliner Christlichen Studentenvereinigung unter Leitung des Grafen Eduard von Pückler. Diese wenigen Tage waren entscheidend. Die geistliche Heimat war gefunden.

Es ging natürlich nicht ohne manche schmerzliche Beichtwege; aber schon am Bußtag kam der zu Gott Heimgefundene bei einer Abendmahlsfeier im Christlichen Verein junger Männer zur freudigen Gewißheit der Vergebung seiner Sünden und stand nun mitten in einem Kreis gläubiger und tätiger junger Männer aus allerlei Schichten des Vereins. Der weise Herr von Rothkirch regte mich gleich zur Mitarbeit in der Sonntagschule an, in der ich mich darauf während meiner ganzen Studentenzeit betätigt habe. Dabei lernte ich auch, erste Hausbesuche zu machen, nämlich in Berliner Dachwohnungen, bei den Eltern der Kinder, die zum Teil ausgesprochen kirchenfeindliche Sozialdemokraten waren, auch Sonntagsblätter und Traktate zu verteilen, und erfuhr den Segen christlicher Gemeinschaft im Helferkreis unter Leitung eines schlichten Schneidermeisters. Es ist wohl nicht unrichtig, hier auszusprechen, daß gerade dieses Mitarbeiten im Dienst der Inneren Mission den Studenten davor bewahrt hat, sich in unfruchtbaren theologischen Fragen zu verlieren. Zu solchem Dienst mußte man festen Boden unter den Füßen haben, der freilich immer wieder zu suchen und zu behaupten war.

Die besondere Bedeutung dieser Berliner Zeit hat wohl darin gelegen, daß damals etwas in mein Leben hineinkam, was ich überhaupt als einen großen

Reichtum ansehen muß, nämlich die nahe Berührung mit hervorragenden christlichen Persönlichkeiten des In- und Auslandes und mit mancherlei Werken der Inneren und Äußeren Mission: so die dauernde Verbindung und Gemeinschaft mit Eberhard von Rothkirch und dem Grafen Eduard von Pückler, der mich für das Sommersemester 1896 zum Lokalsekretär der Christlichen Studentenvereinigung in Berlin berief, wodurch ich Tür an Tür mit diesem so eigenartigen, aber im Innersten tief edlen und wahrhaft geistlich gesinnten Mann kam, der neben der Studentensache die ausgedehnte Arbeit der St. Michaelsgemeinschaft in Berlin leitete und zum großen Teil finanziell trug. Er war auch viele Jahre hindurch der Vorsitzende des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes. Ich lernte ferner die für junge Männer so wichtige Sittlichkeitsarbeit des Weißen Kreuzes und die Trinkerrettungsarbeit des Blauen Kreuzes und ihre Leiter kennen, dann die Gruppe der „tätigen“ Mitglieder des Vereins. Leute aus allerlei praktischen Berufen, die in ihren Freistunden in freudiger, oft unscheinbarer Mitarbeit in äußerlichen Dingen einen großen Dienst leisteten. Daneben standen Männer und Frauen, die ihre ganze Zeit und ihre oft reichen Mittel in den Dienst des Evangeliums stellten. Sie alle haben in mir unauslöschliche Erinnerungen für das ganze Leben hinterlassen. Ich schreibe es diesen ersten Eindrücken zu, daß ich trotz aller, wie man sagt, „pietistischen“ Einstellung dieser Zeit vor gesetzlicher Enge bewahrt blieb, wie sie in manchen der in der Folgezeit entstehenden Gemeinschaftskreise sich fand.

Bei dem allem wurde der im Herzen ruhende Gedanke an den Dienst in der Äußeren Mission, insbesondere der Muhammedaner-Mission, neu lebendig. Im Februar 1896 erfolgte meine Anmeldung für einen seit kurzem bestehenden Gebetsbund für Muhammedaner-Mission bei Dr. Johannes Lepsius, der bald darauf der Anwalt der 1895/96 so schwer verfolgten Armenier in der Türkei wurde.

Dieses Missionsinteresse wurde die Veranlassung dazu, daß ich mit zwölf bis fünfzehn anderen Studen-

ten aus ganz Deutschland zu der ersten großen studentischen Missionskonferenz in Liverpool im Januar 1895 reiste. Einige Übungen in englischer Konversation mit einem schottischen Mitglied unserer Studentengruppe sollten noch die geringen englischen Kenntnisse von der Schule her auffrischen. Dann ging es über den Kanal zu jenen wunderbaren Versammlungen mit mehreren tausend Studenten aus vieler Herren Ländern, von denen eine Anzahl bereits dem Freiwilligenbund (volunteer) für die Äußere Mission angehörten, also schon den festen Entschluß gefaßt hatten, nach ihrem Studium Missionar zu werden.

In Liverpool ging uns neben vielem anderen zum ersten Male die große Gemeinschaft des Glaubens und der Gläubigen aller Völker und Bekenntnisse und ihre große Aufgabe für die nichtchristliche Welt auf. Hier sangen wir unter Orgel- und Trompetenbegleitung mit Tausenden die Missions- und Kampflieder, die ihr deutsches Gegenstück, wenn auch ganz anderer Art, nach meiner Überzeugung nur in den Streiterliedern des Grafen Zinzendorf haben. Hier hörten wir alte und junge Zeugen aus der Missionsarbeit in Afrika und unter den Indianern, wie Egerton Young; hier erlebten wir, wie einer der jungen Studentensekretäre, der später so gesegnete Missionar der Livingstonia-Mission, Donald Fraser, in einer uns schier unbegreiflichen inneren Sammlung, mit Ruhe und tiefem Ernst die Versammlungen der Tausende leitete. Hier hörten wir von einem der Führer der damals auf der Höhe stehenden Keswick-Konferenz die herrliche Botschaft von einem Leben in der Gegenwart Gottes durch Jesus Christus. Dazu kam die geradezu überwältigende Gastfreundschaft und die uns damals unerreichbar scheinende Organisation dieser Konferenz in allen Äußerlichkeiten. Das alles konnte bei uns jungen Menschen nicht ohne Nachwirkung bleiben. Mir persönlich jedenfalls wurde nun der eigene Entschluß zur Mission zur klaren Gewißheit.

Im März desselben Jahres haben wir in Halle im Schatten der Franckeschen Stiftungen und in Anwesenheit jenes Donald Fraser unseren deutschen „Studenten-

bund für Mission“ gegründet. Dessen weiterer Weg wurde von dem Vorsitzenden des Bundes, E. Hartwig, später Missionar in Südafrika, und mir mit dem Altmeister der deutschen Mission, dem damaligen Pastor in Rothenschirnbach, späteren Missionsprofessor in Halle, D. Gustav Warneck, besprochen. Diese uns ganz selbstverständlich scheinende Begründung des Studentenbundes für Mission brachte uns zunächst manche Schwierigkeit; denn die älteren Freunde und Väter der allgemeinen Christlichen Studentenvereinigung, so auch Rothkirch und Pückler, befürchteten dadurch eine Zersplitterung und Ablenkung von der wichtigen Arbeit unter den deutschen Studenten. So kam ich als Berliner Lokalsekretär, der die Sache dort zu vertreten hatte, in große Not. Meine väterlichen Freunde und Führer verstanden meinen Weg nicht und hielten mich für innerlich abtrünnig gegenüber der großen gemeinsamen Aufgabe. Dadurch wurde ich dazu genötigt, trotz aller Verehrung und Dankbarkeit ihnen gegenüber innerlich selbständig zu werden, im Gehorsam gegen den Auftrag, den ich als vom Herrn gegeben ansah. Daß trotz aller Spannungen das Band der Liebe und Gemeinschaft nicht zerrissen, ja später immer mehr vertieft wurde, habe ich stets mit großer Dankbarkeit empfunden.

Die Arbeit der Äußeren Mission wurde uns allen in jenen Tagen in Berlin durch den Glaubensmann Dr. Hudson Taylor, den Begründer und Leiter der China-Inland-Mission, in ihrer tiefsten Verwurzelung in einem Leben völligen Glaubens nahegebracht. Diesen Mann gesehen und gehört zu haben — was mir später noch mehrfach zuteil wurde —, war allein ein Erlebnis von bleibendem Einfluß.

Das Sommersemester 1896 schloß mit einer von mir geleiteten Studentenkonferenz in Großalmerode, nahe Kassel; dort war seit einigen Jahren eine wunderbare Erweckung im Gange. Die Tage vor der Konferenz, die ich am Tagungsort vorzubereiten hatte, und die Tagung selbst, bei der ich zum erstenmal eine weithin erweckte Gemeinde von Tonarbeitern nebst ihren Werkmeistern und Direktoren kennenlernte, waren wiederum

etwas für mich sehr Bedeutsames. Manche der Konferenzteilnehmer haben bezeugt: weit eindrucksvoller als die Tagung selbst und ihre Vorträge sei es gewesen, wenn ihre Gastfreunde, vielfach schlichte Arbeiter, in der Familie die Bibel vornahmen und mit den Hausgenossen beteten.

Die studentische Bibelkreisarbeit war damals gewissermaßen an einem Wendepunkt angelangt. Die Kreise an manchen Universitäten waren klein und zum Teil ohne weiteren Einfluß. Da entschloß sich der Vorstand des „Studentenbundes für Mission“ nach viel Gebet und Überlegung zur Veranstaltung einer ersten deutschen studentischen Missionskonferenz. Sie kam Ostern 1897 in Halle zustande; über zweihundert Studenten aus ganz Deutschland und auch aus dem Ausland fanden sich ein. Hervorragende Missionsleute unserer deutschen Missionsgesellschaften sprachen auf ihr, daneben zwei gerade in Deutschland anwesende Männer der angelsächsischen Mission: der oben genannte Dr. Hudson Taylor und der Hauptbegründer der amerikanischen-englischen studentischen Missionsbewegung, Robert Wilder, der soeben aus seiner Missionsarbeit in Indien eingetroffen war. Die deutsche christliche Studentenarbeit erhielt so neue große Anstöße; auch drangen manche studentische Teilnehmer zu lebendigem Glauben durch. Die Missionspflicht auch gerade der Studenten wurde neu erkannt und führte zu Entscheidungen für den Missionsberuf. Auch die deutschen Missionsmänner, die bis dahin meist abweisend und zweifelnd diesem, wie man meinte, englisch-amerikanischen Gewächs gegenüberstanden, gewannen Interesse dafür; selbst bei Professoren der theologischen Fakultäten bereitete sich allmählich ein Umschwung vor gegenüber der bis dahin als ungesund, schwärmerisch und methodistisch beurteilten christlichen Studentenbewegung.

Wenige Monate darauf fand in Amerika eine Tagung des „Christlichen Studenten-Weltbundes“ statt, zu der drei deutsche Delegierte, darunter auch ich, eingeladen wurden. Es ist klar, daß diese Reise mit ihrem Zusammensein von christlichen Persönlichkeiten aus

vielen Ländern, das Kennenlernen ausländischer, vor allem angelsächsischer Ausprägung des Christentums, die Teilnahme an einer großen Studententagung am Wohnort des bekannten, damals noch lebenden Evangelisten Dwight Moody, die Mitwirkung des großen Führers der Studenten- und Jungmännerarbeit John R. Mott und vieler anderer einen bedeutenden Einfluß auf uns gehabt haben, merkwürdigerweise aber einen ganz anderen, als besorgte Freunde vermutet hatten.

Wir drei Deutschen wurden uns auf der Seefahrt heimwärts, die durch gemeinsame Morgenandachten der mitreisenden Konferenzteilnehmer aus sechs oder mehr Nationen ihr Gepräge erhielt, darüber einig, daß wir zwar unendlich viel gelernt hatten, daß wir aber alles daransetzen mußten, unserer Studentenarbeit einen ausgesprochen deutschen Charakter zu geben.

Kurz nach unserer Rückkehr fand in Dinglingen in Baden eine Tagung von einigen der Führer der Studentenarbeit statt, wo unter schweren Kämpfen in viel Gebet die äußere Organisation für unsere Studentenarbeit gefunden und die „Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung“ gegründet wurde. Auf Grund der Dinglinger Beschlüsse traten zu den älteren so verdienstvollen Freunden eine Anzahl studentischer Mitglieder in den Vorstand ein und wurden zum Teil bald führend. Auch die Wahl des cand. min. Heinrich Witt zum deutschen Studentensekretär wurde beschlossen und damit ein wichtiger Schritt vorwärts getan.

In der Heimatstadt fand sich in den Ferien noch allerlei andere Arbeit zu den theoretischen Nacharbeiten hinzu. Meine Mutter hatte seit längerer Zeit in einem städtischen Altersheim den Insassen allerlei Gutes vorgelesen. Jetzt bat sie mich darum, und ich tat das unter Hinzufügung passender Erzählungen und biblischer Erklärungen. Vor allem aber war durch das, was ich in Berlin und Halle kennengelernt hatte, die Frage aufgewacht, ob es nicht auch in Anklam für die Pflege christlicher Gemeinschaft empfängliche Christen gäbe. Beim Nachfragen ergab sich, daß bis zum Jahre 1866 regelmäßig Versammlungen pietistischer Kreise stattgefunden hatten, seither auch noch gelegentlich,

vor allem, wenn ein Diasporaprediger der Herrnhuter Brüdergemeine die Stadt besuchte. Einige alte Leute im Alter von 60 bis 70 Jahren pflegten wohl solchen geistlichen Verkehr noch, meinten aber, wie mir ein alter Drechslermeister sagte, solche Leute wie sie stürben nun wohl aus.

Wir fingen jetzt in Anklam an, uns regelmäßig zusammenzufinden, lasen kleine christliche Traktate vor, erzählten von alten und neuen Erfahrungen der Gläubigen und beteten dann kniend miteinander. Daraus wurde allmählich eine an Besuchern mehr und mehr zunehmende wöchentliche Bibelstunde, die ich in meinen Studentenferien mit viel Freude hielt. Obwohl ich ursprünglich von dem zuständigen Pastor, meinem ehemaligen Konfirmator, einen Andachtssaal dafür zugestanden erhielt, machte er mir später Schwierigkeiten, aus gänzlich unbegründetem Vorurteil gegen kirchenfeindliche Bestrebungen in diesen Bibelstunden, wie es später bei ähnlicher Gelegenheit der Superintendent in Greifswald tat, als in Verbindung mit unserer inzwischen dort gegründeten Christlichen Studentenvereinigung eine Gemeinschaftsbibelstunde zustande gekommen war, in der Theologieprofessoren und Studenten bis zu fünfzig Zuhörer hatten.

Diese Erfahrungen haben schon damals deutlich gemacht, daß in unserem kirchlichen Betrieb manches verkehrt war. Als ich in dieser Zeit einmal in der Heimat auf der Kanzel der Kirche gepredigt und von der Hoffnung auf die Wiederkunft des Herrn gesprochen hatte, suchten mich einige eifrige Irvingianer auf und fragten: „Glaubt denn die evangelische Kirche an die Wiederkunft Christi?“ und erklärten auf die Bejahung ihrer Frage: „Das haben wir noch nie in der Kirche gehört; sonst wären wir nicht aus der Kirche ausgetreten.“ Die Folgen dieser Aussprache waren eingehende, in brüderlicher Weise verlaufende Besprechungen, so daß nicht viel daran fehlte, daß sie alle wieder in die Kirche zurückgekehrt wären, wenn nicht der „Engel“, d. h. der Gebietsvorsteher dieser Gemeinden, mit dem ich teilweise auch in freundlichem Austausch gestanden hatte,

seinen Gemeindemitgliedern den Besuch meiner Bibelstunden verboten hätte.

Zum Abschluß des Studiums ging ich noch für ein Semester nach Greifswald, wo die Professoren Cremer, Oettli, J. Kögel und andere teils in Vorlesungen, Seminaren, teils in ihren gastlichen Häusern mir reichen Gewinn boten, und wo mich neben den Examensarbeiten auch wieder die Mitarbeit in der Studentenvereinigung und in der nahen Vaterstadt stark in Anspruch nahm. Das Bestehen der ersten theologischen Prüfung Ostern 1898 war wohl wesentlich dem Gebet, auch der Fürbitte von manchen Freunden zu verdanken und der in der vielen praktischen Arbeit gewonnenen Bibelkenntnis.

Gleich nach dem Examen wurde der nunmehrige Kandidat zum Sekretär der ihm so vertrauten Deutschen Christlichen Studentenvereinigung mit Wohnsitz in Halle und Leipzig berufen. Mit ihr ging die praktische Arbeit unter Studenten fast aller deutschen Universitäten und Hochschulen weiter, führte mich noch zweimal zu Weltbundkonferenzen, einmal nach Eisenach und einmal nach Paris, und brachte die Aufgabe, die jährlichen allgemeinen deutschen Studentenkongresse und eine zweite studentische Missionstagung in Halle vorzubereiten.

In dieser Zeit reiste ich einmal zu der holländischen christlichen Studentenkongress in Laren bei Amsterdam. Dieser Besuch in Holland, besonders der Aufenthalt in der Familie eines der christlichen Studenten, der mit mir Mitglied des Tholuckschen Konvikts in Halle gewesen war, Samuel Schoch, war für mich in mancher Hinsicht bedeutungsvoll. Schoch war schon etwas älter und zum Missionar in Holländisch-Indien bestimmt. In Rotterdam führte er mich in die dortige Stadtmission, insbesondere in die von ihr betriebene Mitternachtsmission unter den gefallenen Mädchen des Hafenviertels. Ich hatte dort tiefe Eindrücke, sowohl von der furchtbaren Not dieser Mädchen wie der hingebenden Liebe derer, die sich um sie bemühten, vor allem von der wunderbaren Rettermacht Jesu, die auch aus diesem tiefen Schlamm erretten kann.

Während meines Aufenthalts in Leipzig, bei dem ich im Vorstand des dortigen Christlichen Vereins junger Männer mitarbeitete, wurde von diesem zusammen mit dem Gemeinschaftskreis und der Inneren Mission Pastor Samuel Keller als Evangelist für vierzehn Tage berufen. Seine Aufgabe war zunächst, eine Woche lang apologetische Vorträge zu halten über allgemein religiöse Fragen, wie: „Gibt es ein Leben nach dem Tode? oder „Tod und Ewigkeit“. Darunter war auch das Thema: „Fußspuren des lebendigen Gottes auf meinem Lebensweg.“ Und dann gab es eine Woche lang nachmittags Bibelstunde und abends Evangelisationsversammlungen. Ich erlebte so etwas zum erstenmal und mit tiefster Anteilnahme, konnte auch Pastor Keller in dieser Zeit persönlich nähertreten, was mir immer als ein großer Gewinn erschienen ist.

Während dieser Sekretärszeit besuchte ich einmal die Technische Hochschule in Hannover. Ich hatte dort einige Anschriften von Studenten, die vielleicht für einen Bibelkreis zu gewinnen waren; im übrigen gab es noch nichts Derartiges außer dem Verein Christlicher junger Männer mit seinem sehr tätigen Generalsekretär Fulda und dem mir schon von der Dinglinger Konferenz her bekannten hochbetagten russischen Grafen Korff. Er stammte aus einer altrussischen Familie, war Zeremonienmeister beim Zaren gewesen, war dann in Petersburg mit der evangelischen Bewegung des Obersten Paschkoff in Verbindung gekommen und wurde gleich diesem aus Rußland verbannt. Er hatte jahrelang in Dinglingen gewohnt, wo ich bei ihm einquartiert war, lebte jetzt in Hannover und übte in vornehmen Kreisen einen starken religiösen Einfluß aus. Meine Hauptaufgabe war natürlich bei den Studenten. Ich zeigte am Schwarzen Brett einen Vortrag an: „Der deutsche Student und das Christentum“. Es kam eine größere Zahl, und es blieben etwa 40 bis 50 zu einer Nachbesprechung da, eine Schar, aus der sich dann ein studentischer Bibelkreis entwickelt hat. In ähnlicher Weise gestalteten sich die Besuche an anderen Hochschulen und Universitäten, die ich in meiner zwei-

einhalb Jahre währenden Sekretärszeit zu besuchen hatte (bis zum August 1900).

Daran schloß sich ein wertvolles Lehrvikariatsjahr in Groß-Lichterfelde bei einem sehr tüchtigen, aber dem bisherigen Kreis von Gemeinschafts- und Missionsleuten fernstehenden Mann der Rudolf Kögel'schen Schule. Gleichzeitig wurde im Blick auf den nun näherrückenden Missionsberuf mit dem Direktor der Deutschen Orient-Mission, Dr. J. Lepsius, gearbeitet, die Grundzüge des Arabischen wurden bei Professor Andreas betrieben und endlich Vorbereitungen für das zweite Examen getroffen. Im Januar 1902 war es bestanden. Drei Wochen darauf fand nach Ordination durch Oberhofprediger Dryander meine Abordnung und Aussendung nach Persien in den altvertrauten Räumen des Christlichen Vereins junger Männer in der Wilhelmstraße 34 statt.

Anfänge in der Mission

Ein Leben mit ungemein vielen und reichen Beziehungen, Freunden, Erfahrungen innerlicher und geistiger Art wurde nun vertauscht mit einem Leben, das seinen Hauptinhalt oftmals in viel äußeren Dingen: Reisen, Reiten, Verwalten, Rechnen und anderem haben sollte. Mit der Abreise von Berlin in der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1902 über Polen und Rußland nach Nordpersien begann in der Tat etwas ganz Neues in dem Leben des Fünfundzwanzigjährigen. Zunächst als Leiter der beiden persischen Waisenhäuser, in Khoi für armenische und in Urmia für syrische Kinder, ausgesandt, mit dem weiteren Ziel der Muhammedaner-Mission, hatte ich im wesentlichen zwei Instruktionen vom Missionsdirektor erhalten. Auf die Frage, welche Stellung ich zu den anderen Missionsarbeitern haben würde, hatte Dr. Lepsius geantwortet: „Du wirst die Stellung haben, die man dir gibt.“ Das hieß mit anderen Worten: du mußt dir deine Stellung selbst erwerben. Und auf die Frage des Missionars, wie er es

in diesem wilden und räuberischen Lande mit dem Gebrauch von Waffen halten sollte, kam die Antwort: „Wenn du in Gefahr etwa deinen Gegner töten würdest, weißt du ja gar nicht, ob das nicht vielleicht der letzte Mensch ist, den zu beeinflussen oder zu gewinnen dir der Herr gegeben hat. Den willst du töten?“ Nach diesen beiden Gesichtspunkten galt es sich innerlich einzustellen.

Schon die lange Reise, am 3. Februar angetreten und Anfang März in Khoi beendet, bedeutete weit mehr als alle früheren Reisen im Ausland ein Selbständigwerden. Das damalige Rußland ist mir immer wie ein großes Gefängnis erschienen, in dem der Pristaw (der Polizeimeister) und der Gordowoy (der Polizist) und alle höheren Polizeiorgane fast allmächtig waren. In dem damals in herrlichem Schnee prangenden Moskau mit seinen Hunderten von buntbemalten Kirchen erklärte mir der stellvertretende deutsche Generalsuperintendent an der Michaeliskirche, der mich sehr freundlich für einige Tage in sein Haus eingeladen hatte, er dürfe leider keinen Ausländer, auch mich nicht, in der Kirche predigen lassen; das entsprach dem allgemeinen Bild, das ich von dem Lande gewonnen hatte. Um so größer war das Erstaunen, als dann in Tiflis der dortige deutsche Pastor Meyer mich ohne weiteres zur Predigt aufforderte mit den Worten: „Rußland ist groß, und der Zar ist weit.“ Ein unbeabsichtigter längerer Aufenthalt in dieser Stadt gab Gelegenheit, zum erstenmal eine große deutsche Gemeinde im Ausland kennen und schätzen zu lernen, führte mich auch mit gläubigen Christen aus anderen Ländern, schwedischen Missionaren und russischen Brüdern, zusammen und durch sie zu einer Predigt vor russischen Stundisten. Vor dieser Predigt, die vom Dolmetscher übersetzt werden mußte, wurde mir gesagt: „Wenn die russische Polizei uns erwischt“ — es war eine große Versammlung in einem Hinterhaus —, „so erfolgt ohne Verhandlung administrative Verschickung in den Ural oder nach Sibirien.“ Das war für den angehenden Missionar gleich eine Probe auf seine Bereitwilligkeit zu bedenkenlosem Dienst für Gott.

Die künftige Aufgabe der Waisenhausleitung warf ihre Schatten schon hierher nach Tiflis voraus, weil ein Telegramm des Missionsdirektors Anweisung gab, einen aus dem Khoier Waisenhaus unerwartet entlassenen deutschen Mitarbeiter, der inzwischen in Tiflis eingetroffen war, wenn möglich mit zurückzunehmen und in seine Aufgabe als Handwerksmeister wieder einzusetzen. Da sich in den Besprechungen zwischen uns beiden bald ein Vertrauensverhältnis anbahnte, schien das möglich zu sein. So konnte die Weiterreise, die nun schwieriger wurde, gemeinsam angetreten werden. Bis Eriwan, am Fuße des schneebedeckten gewaltigen Ararat, fuhr damals die Eisenbahn. Von dort aus mußte man mit der russischen Post einige Tage weiterfahren bis Dschulfa am Araxesfluß. Ein halb deutscher, halb armenischer dortiger Telegraphenbeamter, der unserer Mission gut bekannt war, brachte uns mit der Fähre über den reißenden Fluß. Auf der persischen Seite wurden wir von Abgesandten der Mission empfangen, dem Hausvater des Urmiahauses, einem Diener aus Khoi und zwei sehr elend ausgerüsteten persischen Soldaten, wie solches damals in Persien und in der Türkei Sitte war. Jetzt war der junge Mann, der noch vor wenigen Wochen ein unbedeutender Lehrvikar gewesen war, Sahab (Herr) oder Reis (Direktor) oder wer weiß was geworden, dem diese Orientalen gar nicht devot genug ihre Ehrerbietung bezeugen konnten. So schrieb ich in meinem ersten Brief nach Hause: „Hier muß ich lernen, ein Herr zu sein.“ Die kommenden Jahre boten mit ihren Aufgaben reichlich Gelegenheit, zu erkennen, daß ein Herr zu sein und zu befehlen, eine Aufgabe ist, die manchmal schwer drückt, der man sich aber aus Bequemlichkeit, Ängstlichkeit oder dem Bewußtsein des Unvermögens nicht entziehen darf.

Nach sehr unerquicklichen Zollschwierigkeiten und der ersten merkwürdigen Nacht in einem persischen „Hotel“, einer Karawanserei, in einem Raum ohne jegliche Möbel, unterbrochen von dem ungewohnten, doch gemütlichen Gurgeln der Wasserpfeife, mit der ein Soldat sich die Zeit vertrieb, ging es am nächsten Tage

auf die Weiterreise zu Pferde. Diese hatten die Abgesandten der Missionsstation mitgebracht.

Am ersten Abend rasteten wir, wie unsere Missionsleute jedesmal, bei einem muhammedanischen Dorfältesten in Ewoglu, der mir in all seiner Würde und mit einem nach persischem Gebrauch feuerrot gefärbten Bart feierlich entgegenkam und mich auf beide Wangen küßte. Er galt als ein Freund der Christen, vielleicht sogar dem christlichen Glauben nahestehend, und hat mich später einmal aufgesucht mit der Aufforderung, ihn heimlich zu taufen, aber in der Hoffnung, daraufhin eine Anstellung oder Gewinn bei den Missionaren zu erzielen. Als er nichts bei mir erreichte, soll er sich später der muhammedanischen Reformsekte der Bahai angeschlossen haben. Damals wußte ich von diesem allem noch nichts, aß und schlief nur, todmüde, bei ihm, bis am frühen Morgen der Ritt weiterging.

Mein schwieriger Auftrag wegen des Handwerksmeisters gelang nicht ohne Verstimmung der Hausmutter, die sich einer Berliner Weisung gemäß bald nach meiner Ankunft auf die Heimreise begeben sollte. Bevor sie aufbrach und ich mit dem Einleben in Khoi beginnen konnte, mußte ich in eiligem Ritt noch nach Urmia, drei Tagereisen entfernt, wegen dringender Angelegenheiten des anderen Waisenhauses eilen. Nach der Rückkehr von dort und nach der Abreise der Hausmutter begann meine Arbeit in Khoi.

Die armenischen Kinder, mit denen ich mich zunächst freilich nur mühsam in sehr kümmerlichem Türkisch verständigen konnte, gewannen bald ein schönes Vertrauensverhältnis zu mir, ihrem Hairik (armenisch: Väterchen). Dies wurde wesentlich dadurch gefördert, daß ich in ihren mancherlei Elendskrankheiten, Augenleiden und anderem sie, so gut oder schlecht es ging, zu betreuen hatte, wobei mir mein Handwerksmeister, der einige Monate in einem Berliner Krankenhaus etwas von Krankenpflege gelernt hatte, eine wesentliche Hilfe war. Für einige Wochen hatte ich eine vortreffliche Missionsschwester des Frankfurter Hilfsbundes für Armenien, die auf der Durchreise nach Van in der Türkei bei uns einkehrte, und die wir zur Unterstüt-

zung dabehalten durften. Allerdings mußte ich das Versprechen geben, sie am Ende dieser Zeit persönlich nach Van zu geleiten, wo sie in Verbindung mit den dortigen amerikanischen Missionaren ein Waisenhaus leiten sollte.

Diese Reise bot dem jungen Ankömmling nach wenigen Monaten ein deutliches Bild der tatsächlichen Verhältnisse dieser Länder. Wagenstraßen gab es damals so gut wie überhaupt noch nicht. So mußte alles, auch großes Gepäck, auf Pferden, Maultieren, Kamelen oder Eseln befördert werden. Neben dem Gepäcktreiber, dem Tschervadar, dem „Mann mit den Vierfüßern“, wurde auch ein Soldat als Reisebegleiter bestellt. Da kam der Bescheid, *ein* Mann allein fürchte sich, es müßten deren zwei sein. Beim Abreiten waren drei da, mit der Erklärung, man fürchte sich, es brauchten aber nur zwei mit dem üblichen Geschenk nach der Reise belohnt zu werden.

Da es noch die Zeit der Schneeschmelze war und der schmale Weg durch ein tiefes Gebirgstal führte, mußte der gewaltig strömende Wildbach mit seinen Wirbeln mehrmals durchritten werden, so daß die Reiter die Beine hoch zum Sattel zogen und die Pferde mit aller Gewalt angetrieben werden mußten, um nicht durch den Strudel fortgerissen zu werden. Dabei waren natürlich die Gepäcktiere in ganz besonderem Maße Gegenstand der Sorge, vor allem dann, wenn auf den außergewöhnlichen Saumpfaden an der Felsenwand zu wiederholten Malen die Lasten abgeladen, durch Schieben über die schmalsten Stellen hinweggebracht und dann wieder aufgeschnürt werden mußten. Diese Reit- und Gepäcktiere haben bei solchen Wegen die merkwürdige Gewohnheit, stets am äußersten Rand des Pfades zu gehen, unmittelbar über der schwindelnden Tiefe. Es war kein Wunder, daß infolge dieser Schwierigkeiten das für den ersten Tag gesetzte Reiseziel, die alte Bergfestung Kotur, nicht erreicht werden konnte. Somit mußte in dem kleinen Kurdendorf eingekehrt werden, wo wir zwar alle unterkamen, aber an den über unseren Lagerstätten hängenden riesigen Kurdenlanzen wohl ermessen konnten, daß das weithin im Lande

verbreitete Urteil über die Kurden als Räuber und Wegelagerer nicht unbegründet war.

Am nächsten Vormittag in Kotur erklärten dann auch die drei persischen Begleitreiter, sie wollten umkehren, weil sie sich fürchteten. Wir erbaten von dem Bürgermeister des Ortes neue Reiter aus den zahlreich herumsitzenden und uns anstarrenden Dorfbewohnern, die auch Kurden waren. Das wurde als unmöglich bezeichnet, so daß die drei Perser wohl oder übel weiter mit uns reiten sollten, bis wir in einem anderen Dorf Ersatz fänden. Bei unserem Aufbruch aus Kotur schlossen sich uns aber zu unserem Erstaunen elf Reiter aus dem Dorfe an, die nun mit einem Mal den Mut fanden, uns zu begleiten. Das war nicht sehr vertrauenerweckend, und ich suchte mit ihnen durch Scherz in freundschaftlichen Verkehr zu kommen. Dabei bot mir schließlich einer von ihnen sein Pferd und sein Gewehr als Geschenk an, natürlich nur dem Worte nach, und bat seinerseits um meine Reitpeitsche. Er war höchst erstaunt, als ich allen diesen bis an die Zähne bewaffneten Leuten erklärte, ich bedürfe keines Gewehres. Allah sei mein „tüffeng“, mein Gewehr. Als wir in dem Ort jenseits der türkischen Grenze einen türkischen Kurden als Reiter zugesichert erhielten, mußte ich mit diesem verhandeln, weil er noch drei Begleiter als seine Diener mitnehmen wollte, zur Vermehrung der Geldgeschenke an ihn. Als ich mich nun anschickte, unsere Perser zu entlohnen, machten plötzlich jene elf Begleiter aus Kotur unerhörte Geldforderungen an die von mir geleitete Missionarin geltend, so daß ich zunächst erst mit ihnen fertig werden mußte. Ich schalt sie in meinem jämmerlichen Türkisch tüchtig aus, erinnerte den einen an die durch sein Geschenkversprechen mit mir geschlossene Freundschaft, machte ihn, als meinen Freund, zu meinem Vertreter gegenüber den anderen, gab ihm dazu etwas Geld, und so wurde alles im Frieden geregelt.

Kaum ging es weiter, so forderte der neue Kurdenreiter für sich und seine Diener hohe Summen, wollte uns, teils durch drohendes Anstürmen mit geschwungenem Säbel, teils durch langes Zurückbleiben, er-

schrecken, so daß ich immer nur wiederholen konnte, er werde erhalten, was der Kaimakam, der Bürgermeister, in unserem nächsten Quartier für recht befinde. Im übrigen wies ich ihn bei seinen Bedrohungen darauf hin, er sei für uns der Regierung verantwortlich, da wir ihm übergeben worden seien. Auch sein Plan, uns bei anbrechender Nacht in einem Hochmoor verirren zu lassen, schlug fehl, weil einer unserer Begleiter den Weg von einer früheren Reise her kannte. Wir erreichten wohlbehalten das Nachtquartier, besuchten den uns wohlgesinnten „Kaimakam“ und gaben, trotz seiner Bereitwilligkeit zu helfen, unseren ungetreuen Begleitern, die einige Stunden später eintrafen, ein angemessenes Geschenk. Sie sollten nicht bei meiner einige Tage später in Aussicht genommenen Rückkehr als Feinde mir auflauern.

Der Besuch der alten und großen amerikanischen Missionsstation in Van mit ihren zwei vortrefflichen Missionsärzten war mir äußerst wertvoll und lehrreich. Der alte Doktor Reynolds, der der Leiter der ganzen Arbeit war, fiel mir durch eine gewaltige Säbelnarbe quer über den Kopf und durch eine ziemlich verunstaltete Nase auf. Auf mein Befragen erzählte er, wie er vor vielen Jahren auf einer Missionsreise nebst einem Begleiter von Kurden überfallen, über den Kopf geschlagen, gebunden und liegengelassen worden sei. Als alter Soldat der amerikanischen Freiheitskriege habe er einen Kniff bei seiner Fesselung gebraucht, wodurch er nach Abzug der Feinde sich und seinen Gefährten habe befreien können. Als sie ein Dorf erreichten, habe er vor einer zerbrochenen Fensterscheibe als Spiegel mit einer gewöhnlichen Nadel seine fast abgetrennte Nasenspitze selber wieder angenäht und sich den Kopf verbunden, ehe sie heimkehrten. Zwanzig Jahre darauf hätte die amerikanische Regierung bei einer Sammelbeschwerde eine größere Summe Geldes von den Türken erpreßt und ihm zugestellt, die er dann mit Freuden für einen Bau auf der Missionsstation verwandt hätte. Ähnliches hatten die meisten amerikanischen Missionare auf ihren Missionsreisen in diesen Gegenden erlebt. Ein Grund mehr zu lebhaftem Dank

für die Errettung auf der Herreise und ein Hinweis auf das, was der Missionsdienst mir noch bringen konnte und sollte.

Reisen in diesen unsicheren Gegenden waren für die nächsten Jahre ein großer Teil meiner Aufgabe, da ich ja Hausvater für zwei Waisenhäuser sein sollte, die zwei bis drei Tagesritte voneinander entfernt lagen. So war ich alle Monate, von einem Pferdetreiber begleitet, mehrere Tage unterwegs, bald um eine deutsche oder auch ausländische Missionarin zu begleiten, bald auch, um eines unserer Kinder aus einem in das andere Waisenhaus zu überführen. Wir hielten es nämlich wegen der Verschiedenheit der Volksart unserer Pfleglinge, die Armenier und Syrer waren, für wünschenswert, immer nur Kinder eines Volkes in einem Hause zu haben. So mußte denn gelegentlich ein Austausch stattfinden, und ich habe dann, abwechselnd mit dem Diener, solch ein kleines Mädchen vorn auf meinem Pferde befördert und nachts im Quartier betreut. Bei gutem Wetter waren diese Ritte, die mich gelegentlich auch zu der Provinzialhauptstadt Täbris — etwa zu einer Trauung — oder zur russisch-persischen Grenze, südlich des Ararat, zum Fortbringen oder Abholen von Missionarinnen führten, etwas Schönes. Bei schlechtem Wetter, strömendem Regen, dichtem Schneesturm oder eisiger Kälte, von der man sich in den kalten, oft naßwandigen Nachtquartieren nur schlecht erholen konnte, waren sie allerdings eine Strapaze, die nur durch die Ausdauer, Kraft und Findigkeit der guten Pferde überwunden wurde. Als ich einmal bei solch abendlichem Schneesturm nichts mehr vom Wege sah und der Diener auf meine Frage, ob er den Weg wisse, nur antwortete: „*Gott* weiß ihn“, da gaben wir unseren treuen Pferden die Zügel frei und starteten in den Schnee, um eine erwartete Baumgruppe zu erblicken, immer getäuscht durch kleine Sträucher, die in Schnee und Nacht wie Blumen aussahen, bis endlich die Pferde trappelten und nach einiger Zeit Khoier Freunde, die sich um uns sorgten, in der Dunkelheit uns entgegenkamen und freudig begrüßten. Fährlichkeiten unter Räubern und auf Reisen zu Wasser und zu Lande!

Dazu könnte man noch verschmachtenden Durst für Mensch und Tier beim Ritt durch eine Salzwüste zählen.

Alle diese Erlebnisse haben in der Tat diese Zeit reich gemacht, einmal durch die große menschliche Freude, die es einem gesunden Menschen bereitet, Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, andererseits durch die immer wieder neu und oft erlebte Hilfe durch die gnädige Hand des Herrn, in dessen Dienst doch diese Reisen geschahen. Auch die Vielseitigkeit der Aufgaben hatte einen sehr großen Reiz. In hohem Maße beglückte es, diesen Kindern, zumal in Khoi, wo längere Zeit hindurch keine Hausmutter war, Vater und Mutter zugleich zu sein, sie in Krankheitsnöten, da es keinen Arzt am Ort gab, durch einfache Mittel gesund zu pflegen, die Hauswirtschaft zu beaufsichtigen, Schulprüfungen abzuhalten, sogar im Handarbeitsunterricht der Mädchen, und in regelmäßigen Hausandachten ihnen vom Vater im Himmel und vom Heiland zu sagen. Und nicht nur das. Der Hairik, das „Väterchen“, oder der Sahab, der „Herr“, sollte alles verstehen, auch wenn es in der Tat nicht so war: Pferdekauf, Geldgeschäfte, Bauarbeiten; er sollte bestimmen, mit wieviel Balken ein Schuppen belegt werden müsse, um dann mit dem landesüblichen Reisig-Lehmdach bedeckt zu werden.

Einmal wurde zur Abrundung unseres Grundstücks ein kleines Feldstück für Luzernenbau gekauft, das freilich durch einen rechtwinkligen öffentlichen Weg von unserem Grundstück getrennt war. Wie war das mit unserem Land zu vereinigen? Der am Ort wohnende belgische Zolldirektor der persischen Regierung, der als Junggeselle gern in unserem Haus verkehrte, gab den Rat, die Umfassungsmauer des neuen Landes fertigzumachen, mit Ausnahme von zwei Lücken für den bisherigen Weg, ferner einen neuen Weg um das Ackerstück außen herum anzulegen und dann rasch an einem Tag die Lücken zuzumauern. So, meinte er, werde man die Schwierigkeiten, den Weg zu beseitigen, der dem Shah gehörte und gar nicht oder nur mit hohen Bestechungsgeldern zu erwerben sein würde, kurzerhand umgehen können. Wir folgten seinem Rat.

Als die Vorbereitungen zum Schließen der Lücken beendet waren, befand ich mich im anderen Waisenhaus in Urmia. Dort erhielt ich ein Telegramm: „Mauerbau behindert.“ Die muhammedanische Geistlichkeit, die uns gern etwas am Zeuge flicken wollte, hatte sich hinter den Gouverneur gesteckt, der das Weiterbauen verbot. Als ich nach einigen Tagen zurückritt, erfuhr ich schon unterwegs, der bisherige Gouverneur sei unerwartet abgesetzt worden. Diesen Glücksfall einer „kaiserlosen“ Zeit wollten wir ausnutzen, und die Maurer machten sich am nächsten Morgen an die Arbeit. Nach zwei Stunden erschien jedoch der Polizeimeister an der Tür und verlangte, den Sahab zu sprechen. Wir waren damals drei deutsche Männer im Hause, hatten gerade irgendwohin ausreiten wollen, kamen nun in den Hof und baten den Beamten in ein Zimmer zu ebener Erde, um ihn seine Botschaft sagen zu lassen. Damit unsere Diener und Kinder nicht dabei wären, stieß ich mit dem Fuß die offenstehende Tür zu. Da sahen wir plötzlich den Mann aus dem Zimmer und Gehöft fliehen. Er soll erst am Hause des stellvertretenden Gouverneurs stehengeblieben sein. Wir hörten später, er habe gefürchtet, wir drei, die mit den Reitpeitschen vor ihm standen, würden nach Beseitigung der Zeugen einen höchst peinlichen Strafvollzug an ihm vornehmen, wie es in Persien in ähnlichen Fällen wohl öfter vorkam. Nach der Flucht des Polizeimeisters schafften wir bis zum Abend eifrigst weiter, aber am Abend wurden zwei unserer Maurer ins Gefängnis gesetzt und sollten, wie unser Nachwächter meldete, die Bastonade, also Prügel auf die Fußsohle, erhalten. Diesen schickten wir sofort zur Polizei, damit er um Befreiung der Maurer bitte. Da die Sache am nächsten Morgen noch nicht beigelegt war, ritt ich zu dem Belgier, der uns den Rat gegeben hatte, und rief seine Hilfe an. Er hatte inzwischen schon seinen Sekretär zu dem stellvertretenden Gouverneur gesandt und ihm vorstellen lassen: „Warum willst du, der du morgen schon vielleicht dein Amt abgibst, dich mit dem Europäer verfeinden?“ Denn neben dem Belgier waren wir die einzigen Europäer am Ort. Der Sekretär kam

wieder, der Gouverneur selbst habe den Weiterbau gestattet, wenn wir darauf bestünden und nicht lieber das Kommen des neuen Gouverneurs abwarten wollten. Das wollten wir nicht und bestellten also den Maurer. Aber die muhammedanische Geistlichkeit gab das Spiel noch nicht verloren. Der Maurer, selbst Muhammedaner, meldete sich krank; ein anderer war natürlich nicht zu finden. So war die Erlaubnis da, aber, wie es schien, die Sache doch unmöglich. Das durfte nicht sein. So wurden am nächsten Tage die großen Waisenknaben und Diener aufgeboten, und zwei von uns Deutschen stiegen selbst mit auf die Mauer und bauten. Wenn sie auch nur vier Wochen hielt, war die Sache doch in Ordnung. Wir mußten noch einige Abende Wachen aufstellen, aber dann war alles ruhig.

Es kam aber noch ein merkwürdiges Nachspiel. Als ich bald danach den russischen Generalkonsul in Täbris, der in unserer Provinz unsere Angelegenheiten vertrat, besuchte, erzählte ich ihm von dem Vorfall. Es verging nur kurze Zeit, dann kam unser muhammedanischer Nachtwächter, beauftragt vom Oberhaupt der muhammedanischen Geistlichkeit in Khoi, dem Mutschtahid: „Sahab, deine Seele soll gesund sein! Es ist eine Botschaft vom Obermutschtahid aus Täbris gekommen, der russische Generalkonsul habe diesem gesagt, die Geistlichkeit in Khoi solle sich nicht einfallen lassen, dir Schwierigkeiten zu machen.“ So lasse er mir versichern, er werde nichts gegen mich tun, ich solle nur in allem mich an ihn wenden. So war diese fatale Sache schließlich noch ganz zum Guten abgelaufen.

Die Armenier

Bei dem eben genannten Besuch in Täbris hatte ich auch Gelegenheit, in der dortigen amerikanischen Mission den armenischen Bischof der Stadt kennenzulernen, der bemerkenswerterweise der Mitvorsitzende des Abstinenzvereins war und im Gespräch ganz eigenartige Anschauungen in Tolstoischen Gedankengängen äußerte. Als er am Schluß des Zusammenseins von mehreren

Fackelträgern abgeholt wurde und zum Ausgang seine schwarze, spitze Archimandritenmütze aufsetzte, wandte er sich an uns mit den Worten: „Heute trage ich diese Tracht noch; es wird aber der Tag kommen, wo ich sie nicht mehr trage.“ Aber als an den folgenden Tagen nun das 1600jährige Jubiläum der armenischen Kirche, die von Gregor dem Erleuchter 303 n. Chr. begründet ist, gefeiert wurde, sahen wir ihn in der Kathedrale in dem großen, goldglänzenden Bischofsschmuck der armenischen Kirche und hatten den Eindruck, daß er, als er uns erblickte, etwas betroffen beiseite schaute. Er soll dann später oberster Patriarch (eigentlich Katholikos) in dem Kloster Edschmiadsin am Fuße des Araratberges geworden und schließlich ermordet worden sein. Zu meiner Zeit residierte dort noch Seine Heiligkeit, der alte fast 90jährige Katholikos Chrimian, eine ungemein ehrwürdige Erscheinung, dem begegnet zu sein mir noch eine wertvolle Erinnerung ist. Als Dolmetscher diente dabei der Erzbischof Ter Mgrditschian, der in Marburg Theologie und Philosophie studiert und den Lic. theol. und Dr. phil. erworben hatte.

Mit diesem besprach ich einmal bei einem längeren Zusammensein alles das, was mir für eine Erneuerung der armenischen Kirche und ihrer Landgeistlichkeit dringend notwendig erschien. Ich hatte in Khoi von Kirche und Geistlichen unendlich traurige Eindrücke gewonnen; Gelegenheit dazu boten vor allem die Priester, die ich persönlich kennengelernt hatte, insbesondere, wenn wir unsere zur gregorianischen Kirche gehörigen Kinder einmal im Jahre zum armenischen Gottesdienst und zur Kinderabendmahlsfeier führten und sie von den Priestern trauen ließen. Ich war nun sehr enttäuscht, bei diesem Vorsteher der Akademie in Edschmiadsin fast nur Interesse für die Kirchengeschichte, vornehmlich der armenischen Kirche, zu finden und keinerlei Neigung, auf ihre praktischen Bedürfnisse einzugehen. Das gleiche Erlebnis hatte ich später in Tiflis mit dem dortigen Bischof, der mir klar sagte: „Wir können an keinerlei Reformen in unserer Kirche denken. Unser Volk ist auf mehrere Staaten verteilt. Was die Nation zusammenhält, ist allein die

Kirche in ihrer alten Form. Daran darf nicht gerüttelt werden.“ Dabei wurde der ungemein stark ausgeprägte nationale Sinn dieses Volkes deutlich, wie er uns auch sonst oftmals entgegentrat.

Die Armenier sind eine Nation, wohl jahrhundertlang von den verschiedensten Staaten unterdrückt, aber nicht zerbrochen, mit eigener nationaler Kunst, Poesie und Musik, mit wirklichen Vaterlandsliedern, wovon die übrigen Völker des Orients damals wenig wußten. Freilich, dieser nationale Sinn und Stolz kann auch zu furchtbaren Dingen führen. Als meine Frau mit mir im Jahre 1904 nach Tiflis reiste, war nicht lange vorher auf den Generalgouverneur des Kaukasus ein Attentat verübt worden. Wir hatten eine Empfehlung an einen reichen Armenier in Tiflis, waren bei ihm zu Tisch geladen und wurden dann in seinem eleganten Wagen in der schönen Umgebung spazierengefahren. Dabei sagte er uns: „Jetzt will ich Ihnen den Platz zeigen, wo jenes Attentat auf den Generalgouverneur verübt wurde, der kurz zuvor das gesamte armenische Kirchenvermögen wegen Befürchtung revolutionärer Umtriebe beschlagnahmt hatte.“ Er zeigte uns die Stelle, wo die zwei oder drei Verschworenen dem Wagen aufgelauert hatten. Sie hatten dabei ihr Leben verloren; aber niemand erfuhr, wer sie waren, nur die ganze armenische Kolonie wußte es. Sie hatten eine Abschiedsfeier mit ihnen gehabt und trauerten in der Stille um sie als Nationalhelden; selbst ihre Eltern legten keine Trauerkleidung an.

Bei aller Sympathie für die von so heißer Liebe zum eigenen Volk erfüllten Armenier kann man nicht leugnen, daß sie nicht ohne Schuld an dem Unglück sind, das immer wieder das armenische Volk heimgesucht hat; größere Schuld freilich mag das politische Spiel der europäischen Großmächte tragen, die mit dem Schlagwort „Reform“ zugunsten der Armenier den türkischen Sultan bedrängt hatten, so daß er schließlich mit den Armeniern ein Ende machen wollte, sobald es ihm möglich erschien. Seine Bestrebungen riefen den Gegenschlag der Revolutionäre hervor oder auch armenische Anknüpfungen mit fremden Mächten, vor

allem der russischen Regierung, und so fing das Unglück wieder von neuem an, bis tatsächlich Hunderttausende, ja Millionen dieses Volkes ihr Leben in furchtbarer Weise verloren, wobei etliche wirklich als Märtyrer ihres Christusglaubens, andere als nationale Kämpfer für ihr Volkstum den Tod gefunden haben.

Neben der alten gregorianischen Kirche der Armenier gibt es seit dem 19. Jahrhundert eine „unierte“ armenische Kirche, die in loser Verbindung zur römisch-katholischen Kirche steht. Sie hat viel für die geistige und geistliche Schulung des Volkes getan, so auch durch besondere Lehranstalten in Wien und vor allem in Venedig auf der Insel San Lazaro. Ich bin nur vereinzelt mit ihren Gliedern zusammengekommen. Wichtiger als diese unierte Gruppe ist die vornehmlich durch die amerikanische Mission im letzten Jahrhundert gesammelte evangelische Kirche, die vor allem in der Türkei, aber auch in Persien vor dem Weltkrieg nach vielen Tausenden zählte und demgemäß ungezählte Märtyrer gehabt hat. Die Hilfsarbeit des Frankfurter Zweiges der Armenierfürsorge hat wesentlich unter diesen Protestanten gewirkt, ebenso wie nach dem ersten Weltkrieg die Arbeit der Elsässischen Morgenland-Mission des Pastors Dr. Berron, der im Kriege in der deutschen Soldatenheimarbeit in Aleppo und von Aleppo aus die protestantische armenische Kirche kennen und lieben gelernt hatte. Dieser Hilfsdienst, Witwen- und Kinderfürsorge, Arbeitsbeschaffung, Krankenpflege und Evangelisation durch hingebende Mitarbeiter, elsässische und armenische, ist uns durch mehrfache persönliche Besuche hin und her lieb und eindrucksvoll geworden. Sie ist bis in den letzten Krieg hinein weitergegangen unter allen den Sorgen, was einmal aus diesen aus der Türkei nach Syrien geflüchteten Tausenden und Zehntausenden werden würde, wenn die Türken dieses Land wieder in die Hände bekommen würden, wie das sogenannte Sandschak Alexandrette, in das ebenfalls viele Armenier geflüchtet waren, bis sie es vor wenigen Jahren wieder verlassen mußten.

Daß es zu einer evangelischen Kirchenbildung inner-

halb der alten Kirche — hier wie bei den syrischen Nestorianern in Persien — kam, ist von vielen bedauert worden, nicht nur von den gregorianischen Armeniern, die aus dem oben geschilderten starken Nationalgefühl diese Protestanten als vom eigenen Volk abtrünnig bezeichneten. Ich will dahingestellt sein lassen, ob es möglich gewesen wäre, die Austritte aus der alten Kirche bei genügendem Entgegenkommen auf beiden Seiten zu vermeiden. Sicherlich haben viele Armenier in den evangelischen Gemeinden Licht und Kraft zu einem wirklichen Leben und Sterben im Glauben an unseren Herrn gefunden, während weite Gebiete der gregorianischen Kirche im Orient und andern Ländern davon unberührt geblieben sind. Es ist hier wie überall in diesen Kirchen, daß es wohl Übersetzungen der Bibel — die erste schon aus ganz früher Zeit — gibt, sogar im ostarmenisch-persisch-russischen Dialekt, aber die moderne Sprache hat sich so weit fortentwickelt, daß einfache Leute die alte Sprache nur schwer verstehen. Die neuarmenische Bibel, viele andere christliche Schriften, z. B. Bunyans „Pilgerreise“, regelmäßig erscheinende Sonntagsschullektionen und manches andere sind Arbeiten allein der Protestanten und ihrer Missionen.

Ob die neue Zeit mit ihren vielfachen Berührungen zur armenischen höheren Geistlichkeit, deren Glieder wie bei der russischen Kirche ehelos sein müssen — zum Unterschied von den niederen Geistlichen, die zur Heirat verpflichtet sind —, Neues schaffen wird, bleibt abzuwarten. Der letzte vor einiger Zeit verstorbene Patriarch der Armenier in Syrien, den wir einmal, als er noch Bischof war, auf der Schiffsreise nach Palästina trafen, war ein sehr intelligenter und für das Abendland aufgeschlossener Mann, mit dem ich mich viel in Englisch unterhalten habe. Er beklagte, daß die nüchterne amerikanische Gottesdienstform, ohne jede Liturgie, den Orientalen so fremd sei, und meinte, daß unsere lutherische Art ihm mehr zusagen würde. Er schickte mir dann ein Büchlein über die altarmenische Liturgie mit danebengesetzter englischer Übersetzung.

Daß freilich der große Anstoß aller orientalischen, katholischen und anglikanischen Kirchen an dem Fehlen

der *successio apostolica*, der ohne Abbruch fort dauernden Priesterweihe seit der Zeit der Apostel, auch hier ein unüberwindliches Hindernis sein würde, ist mir sehr wahrscheinlich. Die Tradition, die altüberkommene Form, die ungeheure Scheidung zwischen Priester und Laien ist etwas, wovon nur der Geist lebendigen Glaubens aus dem Wort frei machen kann.

Damals sahen wir in Khoi nur die ungemein traurige Wirklichkeit dieser alten Kirche, die auch nicht durch eine danebenstehende evangelische Gemeinde zum Wetteifer angespornt wurde.

Ein Erkundungsritt durch Kurdistan

Die Hausvateraufgaben in den beiden Waisenhäusern, so schön und vielseitig sie auch waren, erschienen doch immer nur als Vorbereitung und Vorstufe für den eigentlichen Beruf, die Missionsarbeit unter den Muhammedanern. Es lag nahe, dafür an eben die Feinde des armenischen Volkes, die Kurden, zu denken, zumal den Armeniern ja nur durch die Verkündigung des Evangeliums unter ihren Gegnern wirklich geholfen werden konnte.

So war es ein froher Schritt vorwärts, als im Herbst 1903, mit Erlaubnis des Missionsvorstandes daheim, eine Kundschafterreise in das persische Kurdistan angetreten werden konnte, um unter den durch ihre Dialekte so zerteilten Kurdenstämmen den für den Anfang einer Missionsarbeit geeigneten Platz zu finden.

Ein junger deutscher Mitarbeiter begleitete mich. Unser Gefolge bestand in dem bisherigen Pferdetreiber, einem Gepäcktierreiber, einem des Türkischen, Persischen und verschiedener kurdischer Dialekte kundigen Dolmetscher, der ein früherer Zollwächter war, und der mit seiner schwarzen Binde über einer leeren Augenhöhle und seiner kriegerischen Bewaffnung sehr martialisch aussah. Die Reise ging in das „wilde Kurdistan“ hinein, südwärts Urmia. Daß es um die Kurden etwas anderes war als um die mehr oder weniger unterdrückten Christen, die Armenier und Syrer, und ebenso

um die Abdherbeidschan-Türken Nordpersiens, wurde uns sofort klar, als wir in die fast nur von Kurden bewohnten Gegenden kamen. Da war jeder Pflüger auf dem Felde, jeder Hirt und überhaupt jeder Dorf- und Stadtbewohner, auch schon die meisten Knaben, bewaffnet, zumindest mit dem schweren Kandschar, dem furchtbaren doppelschneidigen Dolch, und wenn möglich noch mit Gewehr, Pistolen, mächtigen Patronengurten, unter Umständen noch mit einem schweren krummen Säbel dazu. Jetzt verstand ich, warum bei meiner ersten Reise nach Van in der Türkei meine kurdischen Begleiter durchaus nicht begreifen konnten, daß ich Allah als meinen „Tüffeng“ (Gewehr) bezeichnete und deshalb keines anderen bedürfe.

Nach drei Tagen Ritt trafen wir in Sautschbulagh einen deutschen Gelehrten, Dr. Oskar Mann, der in wissenschaftlichem Auftrag die persischen und kurdischen Dialekte erforschen sollte und, von längerer Reise durch Persien zurückkehrend, dort mit Hilfe eines sehr intelligenten jungen Kurden aus der obersten Kadi-(Richter-)Familie nach Vortrag eines kurdischen Barden Aufzeichnungen von kurdischen Heldengedichten machte, die schriftlich noch nicht vorhanden waren — Volksliteratur, die nur durch Volkssänger weitergetragen wurde. Dieser Sautschbulagh-Dialekt des Mukrikurdischen wurde von ihm später wissenschaftlich bearbeitet und in das iranische Sprachgebiet eingeordnet, so eine wichtige Grundlage für unsere eigenen Spracharbeiten bietend.

Von dort begaben wir uns in einem fünfzehn Tage währenden Ritt nach Hamadan, dem alten Ekbatana, fanden sehr ermüdet im Hause von zwei Apothekern gastliche Aufnahme, besahen dort ein Grabmal, in dem nach jüdischer Überlieferung Esther und Mardochai ruhen sollen, und von dem ich noch später einiges berichten werde. Diese Gegend um Hamadan liegt bereits außerhalb des eigentlichen kurdischen Sprachgebietes; das merkten wir daran, daß dort nicht mehr türkisch, sondern persisch und von den zahlreichen Juden ein aus Persisch und Hebräisch gemischter Dialekt gesprochen wurde.

In Hamadan wie in Urmia haben wir von den amerikanischen Missionsleuten mancherlei Anregung und Rat erfahren. Von dort ging es westlich nach Kermanschah, wo das Kalhurkurdische die herrschende Sprache war; in ihr gab es schon eine lithographisch vervielfältigte Übersetzung der vier Evangelien, die von den einheimischen Mitarbeitern der Amerikaner angefertigt war. Dieses Kalhurkurdische wich von unserem Mukrikurdischen recht weit ab, war auch wohl weit stärker mit den persischen und lurischen Dialekten des Südens vermischt.

Die Reise mußte um der starken Tageshitze willen in vier nächtlichen Ritten geschehen, wobei man nachts um zwölf Uhr aufbrach und morgens um acht Uhr ins Quartier kam. Auf ihr fanden wir fast stets die Höfe der Karawansereien mit zahlreichen Maultieren und Eseln angefüllt, die in Holzkisten, mit dicken Filzdecken umwickelt, die Leichen frommer Perser trugen, vier bis sechs auf einem Tier, um deren Bestattung an dem heiligen Wallfahrtsort Kerbelar zu ermöglichen. Das ist ja von Karl May anschaulich beschrieben.

Ein Erlebnis war es für uns, als wir, einen Tagesritt vor Kermanschah, in Bisutun, dem alten Behistan-Bagistanon, nicht nur in zwei Grotten sehr schöne, in Stein ausgearbeitete Figuren aus der Sassanidenzeit sahen, sondern vor allem auch hoch über uns an einer riesigen Felswand die Prunkschrift des Perserkönigs Darius in drei Kolumnen Keilschrift und die bildliche Darstellung des Königs selbst, über ihm den ihn segnenden Sonnengott und unter ihm in zwei Reihen Figuren der neun von ihm besiegten Gegner. Hier war die Stelle, an der vornehmlich einer der ersten Erforscher der Keilschrift, Henry Rawlinson, seine Untersuchungen angestellt hatte. Aber wir eilten weiter, und zwar jetzt wieder nördlich in die persische Provinz Kurdistan mit der Hauptstadt Sinneh oder Sinnendutsch. Dort hatten wir zunächst gar keine persönlichen Beziehungen, wohnten in einer Karawanserei und machten nur dem persischen Gouverneur pflichtschuldigst unseren Besuch. Er empfing uns, echt persisch, auf einem Teppich mit zurückgezogenen Beinen sitzend,

ließ für uns Stühle bringen und begann, sich mit uns in fließendem Englisch zu unterhalten. Er sprach auch geläufig Französisch, da er jahrelang in Frankreich und England studiert hatte. Er seufzte darüber, daß er nach seiner Überzeugung völlig unbegründet von dem Sadrasam, dem persischen Großvezier, in diese Wildnis verbannt sei. Er ist dann später nach Teheran zurückgekehrt und jahrelang Regent für den späteren unmündigen Schah gewesen. Am Tage nach unserem Besuch lud er uns ein, mit ihm in seine Gartenvilla, eine halbe Stunde von der Stadt, zu reiten. Auf diesem Ritt bildeten nach alter persischer Sitte eine Anzahl flinker Läufer in kleidsamer Tracht die Spitze. In der entzückenden Villa, ähnlich einem Böcklinschen Bilde, ließ der Gouverneur uns ein völlig europäisches Mahl reichen, bei dem wir zum erstenmal in unserem Leben mit goldenen Bestecken zu essen hatten. Und das so weit von aller europäischen Zivilisation! Um seine Post zu bekommen, schickte der Gouverneur seine Läufer einmal in der Woche nach Hamadan. An Europäern gab es nur noch einen französischen Juden mit seiner Frau, von der Alliance Israélite in Paris, die Schulen für Juden in Persien unterhielt. Wir wurden mit diesen beiden und dem christlich-syrischen Leibarzt des Gouverneurs noch zu einem europäischen Abendessen in seinem Palast eingeladen. Dabei zeigte er mir als größte Sehenswürdigkeit dieser Stadt und weiterhin im Lande eine von ihm eingerichtete schöne hölzerne Treppe im Hause; nach dem Abendessen spielten wir in einem durch einen Kamin gut durchwärmten und an den Wänden mit kostbaren Teppichen behängten Zimmer das alte persische Königsspiel Schach.

Die Beziehung zu diesem liebenswürdigen und gebildeten Gouverneur war erfreulich und hoffnungsvoll; aber wie lange würde er bleiben? Sprachlich würden wir in dieser Gegend auch keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden haben; denn die Sprache dort war den nördlichen Dialekten ähnlich.

Jedoch die Verbindung mit unseren nordpersischen Häusern erschien uns zu schwierig, um diesen Ort für die künftige Station zu wählen. So reisten wir weiter

nach Sakkis. Hier erkrankte ich so schwer an Typhus, daß ich mit dem Tode rechnen mußte und bereits meinem Begleiter Auftrag gab, wie er die Meinen benachrichtigen und wo er mich begraben sollte. Aber nicht die schwere Krankheit, nicht das Fehlen jeder ärztlicher Behandlung, nicht die Sorge um unsere Geldmittel, die durch die lange Reise erschöpft waren, waren es, was mich in dieser Zeit innerlich am meisten beschäftigte, sondern die Frage, warum der Herr meines Lebens, der mich nach meiner Überzeugung zum Missionsdienst unter den Muhammedanern berufen hatte, mich schon auf der ersten Stufe dazu sterben lassen wolle. Der treue deutsche Begleiter las mir, der ich nur noch mühsam verstehen konnte, aus seiner Bibel als besonders bemerkenswert angestrichene Stellen vor, darunter auch das Wort aus Apg. 23, 11: „Sei getrost, Paulus; denn wie du von mir zu Jerusalem gezeugt hast, also mußt du auch zu Rom zeugen.“ Dieses Wort traf mich inmitten meiner Fragen unmittelbar: dann wirst du nicht sterben, sondern leben! Wenn du aber leben sollst, dann kannst du nicht an diesem verlorenen Ort bleiben, ohne Hilfsmittel, ohne Geld bei dem schon nahenden Winter, mit dem völligen Verschneien dieser Gebirgsgegenden. Dann muß gereist werden. So wurden für den nächsten Tag die Pferde bestellt und am Morgen der Kranke mit 40 Grad Fieber hinaufgehoben und am Abend wieder heruntergenommen, neun Tage lang. Das brave, sonst ungestüme Pferd fühlte wohl die Schwäche des gewohnten Reiters und trug mich lammfromm dahin. Man hatte mich mit Deckenrollen im Rücken gestützt, und ich lebte buchstäblich von dem Bibelspruch Jes. 40, 31: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“

So ging es über die mehr denn zweitausend Meter hohen Pässe bei eisigem Novemberwind und kümmerlicher, völlig ungeeigneter Nahrung bis zum Waisenhaus Urmia. Dort wurde ich, zum Skelett abgemagert, an den Beinen gänzlich wundgescheuert, ins Haus und Zimmer getragen und von einem vortrefflichen ameri-

kanischen Missionsarzt betreut. Freilich: die Diagnose des Arztes lautete jetzt auf eine infolge des kalten Windes bei dem hohen Fieber zugezogene schwere Lungenentzündung, hinter der der Typhus zunächst zurücktrat, jedoch bei jedem Versuch, stärkere Kost zu genießen, aufs neue heftig ausbrach, so daß der Arzt selbst von dem ohne Bewußtsein Liegenden sagte: „Ich würde an kein Aufkommen denken; aber wenn ihn Gott hat diese Reise machen lassen, dann will er ihn auch am Leben erhalten.“ Und so geschah es! Nach vier Wochen konnte ich an der Weihnachtsfeier im kleinen Kreis teilnehmen und sogar nach einer weiteren Woche den treuen „Siegfried“ zu kurzem, langsamem Ritt wieder besteigen.

Nach einigen Monaten ging es auf Erholungs- und Heimaturlaub nach Deutschland. Die Reise, erst zu Pferde, dann mit der russischen Post, war recht unterhaltsam, brachte auch allerlei Erlebnisse mit Wege- lagerern, Umwerfen der russischen Postwagen und mancherlei ungefährlichen Zwischenfällen. Aber ein in der Heimat vorgefundener Brief aus Tiflis meldete, daß solche Reisen ungemein schmerzlich enden können. Er berichtete uns von dem Geschick eines amerikanischen Missionars. Er hatte zu uns nach Khoi eine Missionarin geleitet, die mit uns von dort weiterreisen sollte. Mit ihnen beiden waren wir am Abend vor unserem Aufbruch zur persischen Grenze in unserm Waisenhaus in herzerquickender Gemeinschaft vereint gewesen, die wir mit dem schönen englischen Abendlied abschlossen: „Abide with me“, das in Übersetzung lautet:

Ach, bleib bei mir, schnell sinkt des Tages Schein;
die Nacht bricht an; Herr, laß mich nicht allein!
Wenn Trost versagt und Menschenhilfe fern,
sei du, o Herr, mein heller Morgenstern!

Rasch geht zu End' mein kurzer Erdenpfad,
zunichte wird der Menschen Ziel und Rat.
Lust wird zum Leid, es schwindet Erdenzier;
Herr, der du ewig gleich bist, bleib bei mir!

Ich hab' dich nötig jeden Augenblick;
nur du kannst wehren des Versuchers Tück'.
Ja, du willst, Herr, mein Stab und Stecken sein.
In Licht und Dunkel laß mich nicht allein!

Wo du mich segnest, fürcht' ich keinen Feind;
leicht wird die Trübsal, ob das Aug' wohl weint.
Wo ist dein Stachel, Tod? Ich triumphier'.
Wo, Höll', dein Sieg? Mein Heiland bleibt bei mir.

Dein Kreuz steht vor mir, wenn mein Auge bricht;
führ himmelan mich, durch die Nacht zum Licht!
Dort winkt der Tag, es fliehn die Schatten hier.
In Tod und Leben: Herr, bleib du bei mir!

Am nächsten Morgen zogen wir nach Norden, jener Missionar mit seinem Diener nach Urmia zurück. Beide erreichten das nächste Quartier nicht mehr lebend, unterwegs wurden sie ermordet und verstümmelt. Und zwar, was besonders schmerzlich war, um einer Feindschaft gegen den vortrefflichen Missionsarzt willen, der ursprünglich das Geleit hätte ausführen sollen. Der Grund war der: die amerikanischen Missionare, dabei dieser Arzt, und die Engländer in Urmia hatten eine Untersuchung wegen eines getöteten englischen Untertanen zu führen. Mörder oder Anstifter des Mordes war ein Seyid, ein sogenannter Nachkomme des Propheten Muhammed, gewesen, der daraufhin von der persischen Regierung mit dem Tode bestraft wurde. Darauf hatten seine Freunde Rache geschworen, die sie an dem sonst so geschätzten Arzt ausführen wollten, wenn er, wie sie erfuhren, nach Khoi reiste. Elf Kurden folgten von Urmia aus der Reisegesellschaft, die noch mehrere andere, auch zwei Deutsche, umfaßte, und unter der die Kurden den Arzt wähten, an dessen Stelle jener Missionar getreten war. Auf einem Bergpaß machte man Mittagsrast. Als plötzlich starker Schnee zu fallen begann, drängte der Führer zum raschen Aufbruch. Ohne daß man irgend etwas ahnte, wurde dadurch verhindert, daß der ganze Trupp schon hier überfallen wurde und ums Leben kam. Nun warte-

ten die Banditen auf die Rückkehr des ihrer Rache Verfallenen, erschossen bei dessen Heimritt von Khoi zuerst seinen Diener und dann jenen Missionar; so endete infolge dieses Irrtums des Mörders ein Mann sein Leben, der sich durch besondere Güte und Frömmigkeit auszeichnete. Als sein alter Vater, der in Urmia als Missionar lebte, die Trauerbotschaft nach Amerika drahtete, kam sofort von dem jüngeren Bruder, der ein geschätzter Prediger in New York war, das Telegramm, er träte an seines Bruders Stelle. Und dies geschah in Kürze. Ein Beispiel echter Missionsgesinnung bei furchtbarer Probe!

Dienst zu zweien

Während dieses Heimaturlaubs beschloß der Missionsvorstand die Gründung einer Missionsstation an dem vorgeschlagenen Ort in Sautschbulagh; aber der so dringend gesuchte Mitarbeiter für die Pionierarbeit fand sich nicht. Statt dessen führte der Herr kurz vor der schon geplanten Rückkehr dem Verfasser eine treue Weggenossin und Lebensgefährtin zu, ein junges Mädchen, das schon seit Jahren für sich selbst den Missionsberuf im Auge hatte, Juliette Huguenin-Virchaux, eine in Gotha erzogene Schweizerin, Enkelin des letzten preußischen Obersten in dem jetzt schweizerischen, damals preußischen Neuchâtel. Seit Jahren befreundet mit meinen in Gotha lebenden Verwandten, hatte sie schon als junges Mädchen in der Gothaer Stadtmission häufig Organistendienst versehen, war in Paris, wo sie sich zu ihrer Ausbildung als Lehrerin des Französischen längere Zeit aufhielt, mit der dortigen Missionsgesellschaft bekannt geworden und hoffte, nach einigen Jahren des Dienens im Institut und Lehrerinnen-seminar ihrer Pflegemutter in Gotha, in die südafrikanische, durch Missionar Coillard bekanntgewordene Arbeit der Pariser Mission eintreten zu können. Daher hatte sie schon einen kleinen Freundeskreis in Gotha gesammelt und auch sonst dort, wie in Paris, mancherlei von christlicher Arbeit der Inneren und Äußeren

Mission kennengelernt, auch in Schottland und Holland als Erzieherin gewirkt. Wir kannten uns seit ihrem 16. Lebensjahr, hatten einander aber viele Jahre hindurch nicht gesehen, und ich war aufs höchste überrascht, nachdem wir bei einer der Eisenacher Konferenzen und bei Besuchen in Gotha uns wieder begegneten und den Weg zueinander gefunden hatten, zu erfahren, wie sie seit Jahren meiner im Herzen gedacht hatte. Das schöne Wort der Frau Coillard, das sie ihrem Manne bei ihrer Begegnung auf dem afrikanischen Missionsfeld sagte, hat auch für meine Lebensgefährtin allezeit gegolten: „Du wirst mich nie zwischen dir und deiner Pflicht finden.“

Um der schwierigen Reiseverhältnisse im Winter willen wurde es uns ermöglicht, schon nach wenigen Wochen, am 10. November 1904, Hochzeit zu halten und die Ausreise nach Persien noch am selben Tage anzutreten, diesmal auf dem Seewege von Triest über Konstantinopel nach Batum am Kaukasus. In Konstantinopel konnte etwas von dem türkischen Leben, auch das Armenische Waisenhaus des Frankfurter Hilfsbundes in Bebek besichtigt und ein kurzer Besuch in Schumla in Bulgarien abgestattet werden. Dort betrieb der Missionar der Deutschen Orient-Mission, Johannes Avetarianian, ein früherer türkischer Mollah (Geistlicher), eine Missionsstation mit Missionsdruckerei. Für mich war dies die Erneuerung einer alten Bekanntschaft. In den Jahren meines Berliner Studiums saß ich einmal mit einem guten Bekannten zusammen in dem Berliner Michaelshospiz zu Tisch. Dort trafen wir einen alten Armenier, Abraham Amirchanjanz, der von glühendem Eifer für die Mission unter den Muhammedanern erfüllt war, eine bemerkenswerte Seltenheit bei diesem von den Türken so mißhandelten Volke. Meinen Tischgenossen befragte er nach seinem Studium, und als er erfuhr, daß er Rechtswissenschaft studiere und einmal Landrat werden wolle, erwiderte er unter dem Eindruck türkischer und auch wohl russischer Willkür in der Staatsverwaltung: „Kann man denn als Christ ein Landrat sein? Sonst werden Sie kein Landrat!“ Eine Bemerkung, die uns Zuhörer im Blick auf

unsere preußischen Landräte eigenartig berührte, aber uns zeigte, wie folgerichtig er die Durchführung christlichen Wandels auch in der Gestaltung des äußeren Lebensganges erstrebte. Diesen alten Mann traf ich später auf einer unserer christlichen Studentenkonferenzen in Eisenach wieder, bei der er für den Missionsdienst unter den Muhammedanern warb. Bei unserer Begegnung in jenem Berliner Hospiz sprach er von der großen Freude, die es bereite, wenn es gelänge, vorläufig einzelne Muhammedaner für das Evangelium zu gewinnen. Er verglich das mit den Trauben, die die Kundschafter des Volkes Israel aus dem Gelobten Lande ihrem Volk brachten, um zu zeigen, wie schön die Früchte dort seien. Bei diesen Worten stellte er Johannes Avetarianian vor, der von ihm, wenn auch nicht zuerst gewonnen, so doch getauft worden war. Er war der erste Bekenner Christi aus dieser Religion, dem ich begegnete. Ein zweiter war ein lieber, alter Bibelkolporteur, Mirza Jahja, den ich in Tiflis traf; ein dritter war ein kurdischer Arzt, den ich in Hamadan aufsuchte, der um seines Bekenntnisses zu Christus willen von den eigenen Angehörigen verfolgt wurde und geflüchtet war. Er erzählte mir, wie sein eigener Bruder ihm mit dem Gewehr nachging, um ihn zu erschießen, und sagte: „Sahen Sie den Mann, der hier eben durchs Zimmer ging? Das ist der Bruder, der damals nach meinem Leben trachtete; jetzt ist er selber ein Jünger Jesu.“

Missionsarbeit unter den Muhammedanern ist ein ganz besonderes Ding. Das wurde uns beiden jungen Eheleuten damals deutlich; es ist das bis heute, wenigstens in den muhammedanischen Ländern, noch das gleiche.

Unsere erste gemeinsame Reise in das Land des Löwen und der Sonne, der Wappenzeichen Persiens, brachte uns zunächst unerwartete Überraschungen. In Persien herrschen auf den Hochebenen des Nordens im regenlosen Sommer außerordentliche Temperaturen, vierzig Grad und mehr im Schatten. Wir spürten aber unterwegs, obwohl wir doch schon erheblich südlicher als daheim waren, eine unglaubliche Kälte. In Schumla

und Sofia, an der Nordseite des Balkangebirges, war es damals um den ersten Dezember herum bitter kalt. Als wir dann von Konstantinopel aus auf einem Triester Lloydsschiff an der Nordküste Kleinasiens entlangfuhren, wehten eisig kalte Winde, und wir sahen die Berge auf dem Lande tief mit Schnee bedeckt. Auch in Batum, das sonst recht mild und warm sein soll, ebenso in Tiflis lag viel Schnee. Als wir von dort südlich mit der Eisenbahn und der russischen Post weiterfuhren, war es so kalt, wie wir es kaum je erlebt hatten. In einem russischen Posthaus mußten wir einige Stunden warten, bis wir neue Postpferde bekamen. Da der Ofen in der Poststube nicht heizbar war, vielmehr bei einem Versuch, ihn in Betrieb zu setzen, nur unerträglichen Rauch hervorbrachte, froren wir schrecklich. Wir legten auf die hölzernen Pritschen einen Teil unserer Decken und hüllten uns mit dem Rest ein. Allmählich wurde immer mehr zum Zudecken genommen, bis wir schließlich um drei Uhr nachts aufstanden, um uns durch Freiübungen notdürftig zu erwärmen und möglichst frühzeitig weiterzufahren.

Nach Überschreiten des Araxesflusses auf einer Fähre bei Dschulfa mußte die Weiterreise zu Pferde geschehen. Dabei trafen wir allerdings, weil eine mit uns reisende Missionarin das lange Reiten körperlich gar nicht vertrug und wohl mehr als ein halbes dutzendmal vom Pferde fiel, erst um Mitternacht, nach Passieren eines hoch angeschwollenen eiskalten Flusses, im Quartier ein. Unsere Missionsarbeiter hatten uns schon nach Tiflis von einer furchtbar herrschenden Choleraepidemie südlich des Kaukasus in Rußland und in Nordpersien berichtet und uns widerraten, zu kommen; sonst sollten wir uns wenigstens gegen Cholera impfen lassen. Diese neue Erfindung kannten die Tifliser russischen Ärzte damals noch nicht, sie gaben uns nur viel Desinfektionsmittel mit. Wir waren unterwegs, namentlich in Eriwan, wo in jenen Tagen sechzig Personen an dieser Krankheit starben, sehr vorsichtig gewesen und versuchten das gleiche in diesem ersten persischen Dorfquartier. Der Hauswirt machte das freilich völlig zunichte, indem er die eben für uns auf-

gekochte Milch als erster an seinen Mund setzte. Wir todmüden Leute waren aber nicht mehr imstande, neue Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, und wurden auch ohne das durch Gottes Güte bewahrt.

In Khoi wurde meine Frau von den armenischen Kindern als „Pokr Mairik“ („das kleine Mütterchen“) neben der eigentlichen deutschen Hausmutter freudig begrüßt und bei dem wenige Tage darauf gefeierten Weihnachtsfest mit vielerlei selbstgefertigten Handarbeiten erfreut. Nach dem Fest wurden in unserer Waisenhaustischlerei die notwendigen Möbel für den neuen Haushalt in Sautschbulagh bestellt. Es war dies der einzige Ort in Nordpersien, wo europäische Möbel unter Leitung unseres deutschen Tischlermeisters angefertigt werden konnten.

Das Ziel unserer armenischen Hilfsarbeit war von vornherein gewesen, die in unsere Waisenhäuser aufgenommenen Kinder zu einem sie später ernährenden Handwerk zu erziehen, nicht etwa nur sie zu schulen und zu Lehrern oder Predigern mit mehr oder weniger Ansprüchen heranzubilden. Dazu diente in dem großen armenischen Waisenhaus in Urfa in der Türkei eine große Teppichweberei mit allem, was dazu gehört: Spinnerei, Färberei und anderem, sowie auch Tischlerwerkstätten. Eine solche wie auch eine Schmiede, eine Schusterei und eine Stoffweberei wurden in der Industrieschule unseres Waisenhauses in Khoi betrieben und zu schöner Blüte gebracht. Die einheimischen Schreiner, die nicht einmal einen europäischen Stuhl anzufertigen verstanden und das Polieren nicht kannten, sahen zuerst sehr mißgünstig auf unsere Werkstatt, wo die Lehrlinge ihnen bald überlegen waren; aber schließlich baten sie selbst, in der Werkstatt arbeiten und lernen zu dürfen. Allmählich bildete sich bei ihnen ein erfreuliches Vertrauensverhältnis zu unserem Meister heraus, der ihnen auch in vielen anderen Fragen zur Seite stand, so bei den sanitären Maßnahmen während jener Choleraepidemie, so daß in der armenischen Bevölkerung der Stadt nicht ein einziger Todesfall durch diese Krankheit erfolgte.

Nach dreitägigem Ritt in der frischen Winterkälte

des Januar über die Berge des Landes kamen wir in unser ungemein schön gelegenes syrisches Waisenhaus in Dilguscha (d. h. Herzöfnerin) bei Urmia. Dort wurde die junge Frau bei der erfahrenen Hausmutter etwas in die persische Küche eingeführt, während ich mit dem eingeborenen Hausvater für einige Tage nach Sautschbulagh vorausritt, um dort eine passende Wohnung zu mieten. Wir fanden eine solche vorläufig im jüdischen Viertel in einem Hause, das bisher ein von der amerikanischen Mission gestellter, inzwischen abberufener syrischer Prediger, Schamascha Schmul, innegehabt hatte. Man riet uns zunächst ab, unter den Kurden zu wohnen, weil es in dieser Stadt, in der noch niemals Europäer sich niedergelassen hatten, für diese zu gefährlich sein würde. Das war insofern auch nicht unberechtigt, als man uns später immer wieder empfahl, meine Frau niemals allein über die Straße gehen oder bei einer längeren Reise allein im Hause zurückzulassen, damit sie nicht von Kurden, die sich nichts sehnlicher wünschten, als eine europäische Frau in ihre Gewalt zu bekommen, entführt würde. Solche Untaten waren tatsächlich in dieser Stadt, die auch sonst voller Gewalttaten und Mord war, früher geschehen.

Als wir einige Wochen später, anfangs Mai, mit dem nötigen Hausrat, dabei auch einem schönen Harmonium, alles auf zehn Kamelen verpackt, mit unserem syrischen Diener, seiner Frau und seinem kleinen Kind, sowie der jüngeren Schwester seiner Frau als Köchin die Reise nach Sautschbulagh antraten, erkannten wir deutlich, daß dies kurdische Land völlig anders war als das uns bisher bekannte Persien der Türken, Armenier und Syrer. Schon beim ersten Quartier im kurdischen Gebiet wollte man unsere Lastkamele nicht in den Ort hineinlassen, damit sie nicht vielleicht in der Nacht geraubt und die Ortsbewohner zur Verantwortung gezogen würden. Nicht nur, daß jeder Hirt und jeder Bauer, selbst die Knaben, wie schon erwähnt, möglichst vollständig bewaffnet waren; diese Waffen waren auch immer bereit, gebraucht zu werden. Es war kaum möglich, einen Diener zu finden, der nicht schon Blut vergossen hatte. Man sagte uns gleich: „Die Kurden sind

die besten und treuesten Diener; nur darf man sie niemals im Zorn entlassen, dann ist man seines Lebens nicht mehr sicher.“ Die Blutrache ist das oberste Gesetz dieses Landes, in dem freilich das öffentliche Recht völlig darniederliegt, weshalb sich jeder selbst sein Recht zu verschaffen sucht.

Nun galt es, unser Arbeitsfeld zu finden und zu bestellen. Wir waren uns darüber klar, daß wir durchaus nicht den Weg gehen wollten, der in der Muhammedanermision immer wieder den Missionaren als verlockend erschienen war, nämlich unter den einheimischen Christen, etwa unter den Armeniern, Syrern oder Kopten zu arbeiten, in der Hoffnung, so allmählich durch sie die muhammedanische Umgebung zu beeinflussen. Selbstverständlich konnten wir uns den Aufgaben in der nächsten Umgebung nicht entziehen. Diese bildeten am Anfang die jüdischen Nachbarn unseres Hauses, für die ich dann bald mit Hilfe der Berliner Judenmissionsgesellschaft einen christusgläubigen Juden als Gehilfen anstellen konnte. Außerdem gab es einige wenige ortsansässige Christen, etwa sechs armenische Familien, die ohne jede Einkünfte und ohne Kenntnis ihrer eigenen armenischen Sprache ein mühseliges Leben fristeten; ferner einige unverheiratete christliche Kaufleute, Armenier und Syrer, zum Teil aus Mossul und Bagdad, und noch drei einheimische syrische Ärzte, die auf dem amerikanischen Kolleg in Urmia zwei Jahre lang etwas Medizin studiert hatten. Als Umgangssprache mit diesen allen diente uns das Türkische, das ich in den vergangenen Jahren so weit erlernt hatte, daß ich für dieses kleine Christenhäuflein sonntäglich Andachten zu halten vermochte. Die Zuhörer saßen dabei auf der Erde und hatten, soweit sie lesen konnten, die Bibel in den Händen: türkische, syrische und hebräische, dabei aus mancherlei Konfessionen gemischt: armenisch-gregorianisch, syrisch-nestorianisch, römisch-katholisch, protestantisch und jüdisch.

Zu diesen Stunden mußte sonntäglich durch einen Boten eingeladen werden, dessen Zeitangaben etwa lauteten: zwei Stunden nach Sonnenaufgang, drei

Stunden nach Mittag oder ähnlich, da es eine andere Verständigung über den Zeitpunkt nicht gab.

Mir sind diese Andachten in schöner Erinnerung als Beispiel der Einheit unter dem Wort Gottes und der Gemeinschaft der Christen. Am ersten Ostertag gab es wohl keinen einzigen christlichen Mann am Ort, der sich nicht einfand. Die Frauen, stark beeinflusst durch die muhammedanische Umgebung, erschienen nur einzeln in dieser Versammlung der Männer, in der sie sich dann noch gewöhnlich den Mund zudeckten. Nur zum Weihnachtsheiligabend, nachdem ich besonders darauf hingewiesen hatte, daß dieses Fest eine Freude für alles Volk sein sollte, kamen auch zahlreiche Frauen und einige muhammedanische Männer.

Doch nicht diese Christen aus allerlei Konfessionen, sondern die Muhammedaner waren unser eigentliches Arbeitsziel. Glieder dieser Religion konnten damals wegen des muhammedanischen Fanatismus noch nicht ohne Lebensgefahr eine christliche Versammlung besuchen, gerade eben nur jene Weihnachtsfeier. Es war noch nicht lange her, daß in Khoi ein zum lebendigen Glauben gekommener Mirza Ibrahim seinen Glauben frei bekannte und bei Warnungen erklärte, es müßten noch viele um Jesu willen ihr Leben verlieren, damit unsere Brüder aus dem Islam an Jesus glauben lernen. Und so geschah es dann in kurzem mit ihm selbst; er wurde im Gefängnis in Täbris erdrosselt. Wie sollten wir nun unter diesen Umständen an die Muhammedaner herankommen, ja, wie überhaupt mit ihnen in näheren Verkehr treten? Der Weg öffentlicher Predigt vor ihnen war unmöglich. Offizielle Besuche beim Gouverneur und beim obersten Richter wurden wohl gemacht, aber diese brachten natürlich nur wenig vorwärts; auch kleine Hilfeleistungen in Krankenpflege. erst bei Juden, dann auch bei Muhammedanern der ärmeren Klasse, halfen nicht viel.

Über die kurdische Sprache zum kurdischen Menschen

Das erste aller Missionsbetätigungen in Sautschbulagh mußte die Erlernung der kurdischen Sprache sein, da die große Mehrzahl der Bewohner der Stadt, namentlich die Frauen und vor allem auch die Landbewohner, nur Kurdisch im mukrikurdischen Dialekt sprachen.

Der bei dem früher erwähnten deutschen Sprachforscher schon etwas eingeübte Mirza, ein sehr intelligenter und auch sprachgewandter Mann aus der Familie der obersten Richter (Kazi) der Stadt, fand sich zum Unterricht bereit und kam täglich in unser Haus. Er teilte nicht mehr jene uns gegenüber wiederholt ausgesprochene Ansicht: Kurdisch kann man gar nicht erlernen, sondern nur von Hause aus wissen; Arabisch kann man erlernen, das ist eine Wissenschaft, die große Wissenschaft der gebildeten Muhammedaner im ganzen Orient; Persisch kann man erlernen, das ist eine Kunst, die Sprache der Bildung, Dichtung und Kultur; Türkisch kann man erlernen, das gehört zum Geschäft, weil es in Nordwestpersien die allgemeine Umgangssprache der Kaufleute ist; aber Kurdisch kann man gar nicht erlernen, das ist . . . Dreck! Daß es mit dem Kurdischen nicht so sei, hatte unser Lehrer bereits verstanden, aber von der Grammatik, die dieser nur gesprochenen und nie geschriebenen kurdischen Sprache zugrunde liegt, hatte er selber keine Ahnung. Somit hieß es nicht nur, die Worte für ein kurdisch-deutsches und deutsch-kurdisches Wörterbuch abzufragen und nach dem Laut zunächst in lateinischer Umschreibung möglichst genau aufzuzeichnen, sondern vor allem kam es darauf an, Sätze zu bilden und aus ihnen die grammatischen Regeln und das gesamte Sprachgefüge zu finden. Der Lehrer selbst wußte von alledem nichts, bezeichnete vielmehr oftmals die Abweichung als nur des Tones wegen gebildet. Da schon früher festgestellt war, daß das Kurdische eine iranische Sprache war, also dem Persischen verwandt, so konnte das allgemeine Gerippe der persischen Grammatik, mit der ich mich etwas vertraut machen mußte, als Anhalt dienen. Diese Zusam-

menarbeit wurde eine reizvolle, oft spannende Aufgabe, an der ich auch die mich besuchenden Gäste, Vornehme und Geringe, beteiligte, einerseits, um mich zu kontrollieren und von der selbstverständlichen Einseitigkeit und Ausspracheeigenart einer einzelnen Lehrerpersönlichkeit loszumachen, andererseits, um bei den Leuten selbst Sinn und Verständnis für ihre eigene Sprache und ihr Volkstum und damit das Verlangen nach Schulung darin zu wecken. Es war tatsächlich so, daß selbst solche Leute, die miteinander Kurdisch sprachen, es für unmöglich hielten, einander auch nur eine Zeile in Kurdisch zu schreiben, sondern dazu gewöhnlich das Persische gebrauchten. Das machte deutlich, daß nur verschwindend wenige Leute schrieben, weil es ja in fremder Sprache erfolgen mußte. Und doch gab es eine große Menge kurdischen Sprachgutes, das mündlich weitergetragen wurde, teils privatim, teils durch öffentliche Sänger, Barden, die vielfach Tausende von Versen dieser Sprache auswendig kannten und oft auch in gleichem Versmaß weiterdichteten.

Hier sah ich lebendig vor mir, wie in der deutschen Vorzeit die alten Heldengedichte ohne Schrift mündlich über weit entfernte Gebiete fortgetragen worden sein mochten.

Meine Aufgabe ging auch dahin, solche kurdischen Heldengedichte und Liebeslieder, Märchen, Rätsel und sprichwörtlichen Redensarten zu sammeln, um so den echten Sprachgebrauch zu erfassen und bei der bevorstehenden Bibelübersetzung nicht einem unkurdischen Übersetzungsstil anheimzufallen. Zu dem Zweck nahm ich dann bald neben dem ersten städtisch gebildeten und mehr gelehrten Sprachlehrer noch einen zweiten in Dienst, der mehr die ländliche Sprache und ihre Ausdrücke kannte und bald sehr eifrig wurde im Anbringen von Märchen und allerlei anderem Sprachgut. Diese Sprachproben bestätigten die schon früher geäußerten Meinungen, daß diese oft blauäugigen und blondhaarigen Kurden mit den Germanen stammverwandt seien.

Als es dann endlich möglich wurde, zu der eigentlichen Übersetzung einiger Bibelstellen und schließlich

des Evangeliums überzugehen, war es ein mich oft tief bewegender Gedanke, durch diese Arbeit dem Worte des Lebens, dem Strom des Heiligen Geistes, so gut oder schlecht es eben ging, Kanäle in dieses Volk hinein zu bereiten und damit eine weitere Sprache zum Träger der christlichen Heilsbotschaft zu machen. Wenn diese Arbeit auch nach kurzer Zeit ihr Ende fand, so ist es mir noch heute eine große Freude, daß diese erste Übersetzung eines Evangeliums Grundlage und Hilfsmittel für weitere wissenschaftliche und missionarische Erforschung der kurdischen Sprache geworden ist.

Im Laufe dieser Sprachstudien beeinträchtigten manche Hindernisse unsere Arbeit. Wenige Wochen nach ihrem Beginn hörte ich, daß unser Sprachlehrer, mit dem wir doch nur die Anfangsgründe der Grammatik lernten, in der Stadt als „vom Islam abtrünnig“, also „kafir“, erklärt worden sei, so daß sein Blut zu vergießen als erlaubt, „hallal“, gelten müsse. Das war gewiß kein Ärgernis, wie es das Evangelium notwendigerweise hervorruft, sondern war vorläufig nur aus der Tatsache entstanden, daß ein europäischer Missionar sich zum ersten Male in dieser muhammedanischen Stadt aufhielt. Somit versuchte ich, dieser Schwierigkeit möglichst bald ein Ende zu machen, wozu sich bei einem Besuche des Kazi die Möglichkeit bot. Bei ihm traf ich viele der angesehenen Leute, auch Geistliche, die nach landesüblicher Freimütigkeit bald mit der immerhin schwierigen Frage kamen: „Was willst du hier im Lande?“ Nachdem ich zunächst von meiner Arbeit an der Sprache gesprochen, fragten sie mich, ob ich auch ein Waisenhaus, wie in Urmia und Khoi, von denen sie gehört hatten, gründen wolle. Das bot mir die erwünschte Anknüpfung. Ich erwiderte: „Das würde ich schon gern tun, aber ihr würdet mir ja eure Kinder nicht geben.“ Sie: „Warum nicht?“ Ich: „Weil ihr solche Angst vor meiner Religion habt.“ Sie: „Wie kommst du darauf?“ Ich: „Weil ich höre, daß in der Stadt von dem Mirza, der mich seit vier Wochen im Kurdischen unterrichtet, schon gesagt wird, er sei ein Abtrünniger geworden, während wir überhaupt noch nicht von Religion gesprochen haben. Ihr müßt doch

sehr gering von eurer Religion denken, daß ich, der ich noch nicht einmal eure Sprache kenne und allein hier bin, in vier Wochen einen klugen Mann aus so angesehenen Familie zum Abtrünnigen gemacht haben könne.“ Sie: „Aber willst du das denn nicht? Das wäre doch ein verdienstliches Werk für dich.“ Ich: „Nein, ich will euch sagen: wenn heute diese ganze Stadt mit 15 000 Leuten christlich würde, so hätte ich die geringste Freude daran. Ihr habt mir von einem einheimischen Christen erzählt, der neulich Muhammedaner geworden sei. Da habe ich gesagt: der war weder vorher Christ, noch ist er jetzt Muhammedaner. Darum sage ich euch: ich hätte gar keine Freude daran, wenn heute diese ganze Stadt nur dem Namen nach christlich würde; das wäre eine große Schande für uns Christen. Aber eines will ich euch nun auch noch sagen: ihr haltet eure Religion für die richtige, und ich die meinige. So müßt ihr selbstverständlich alles daransetzen, mich zu einem überzeugten Muhammedaner zu machen, das erwarte ich gar nicht anders; und so ist es selbstverständlich mein ganzer Wunsch und mein Gebet, daß ihr alle von Herzen Christen werdet.“

Mit dieser Auseinandersetzung im Gerichtssaal war die Angelegenheit geklärt, und ich habe während meiner ganzen Wirksamkeit in jenem Ort keine ähnliche Schwierigkeit mehr gehabt; auch durften die Sprachlehrer und andere mich unbelästigt aufsuchen. Als ich dem einen von ihnen zur Vorbereitung auf die Übersetzungsarbeit ein Evangelium in persischer Sprache mitgegeben hatte, kam er das nächste Mal und sagte: „Das ist doch nicht das Indschil (Evangelium)?“ Ich erwiderte ihm: „Warum denn nicht?“ Er darauf: „Nein, das Evangelium ist Wort Gottes (er meinte etwas wie die direkte Rede Gottes an Muhammed im Koran), und dies sind doch Geschichten, und sogar sehr schöne Geschichten, die ich gleich meiner ganzen Familie vorgelesen habe.“ So war dies eine erste unbeabsichtigte Kundmachung des Evangeliums und zugleich eine bedeutsame Gelegenheit zur Auseinandersetzung über das, was wir Offenbarung nennen.

Wenn die Arbeit an der Sprache und der Umgang

mit den Sprachlehrern uns auch sehr wertvoll war, so genügte uns dies doch ebensowenig wie die geringe Wirksamkeit unter den christlichen Armeniern und den Juden; wir waren uns der Aufgabe bewußt, vornehmlich den Muhammedanern dienen zu sollen. Wie konnten wir mit diesen in nähere Berührung kommen? Dazu fand sich Gelegenheit, als wir bemerkt hatten, daß die Leute dort mit vielerlei Fragen des europäischen Kultur- und Soziallebens völlig unbekannt waren. Deshalb richteten wir eine Art von Vortrags- oder Klubabenden ein, zu denen wir alle mehr oder weniger geistig Interessierten einzuladen versuchten, ohne Unterschied der Religion oder der sozialen Stellung. Diese unterschiedslose Behandlung aller in Frage Kommenden war in unserer Stadt von ausschlaggebender Bedeutung. Auf diese Weise gründeten wir mit unserem ersten Mirza als Vermittler eine Art Bildungsverein, in dem alle gleiches Recht haben und nur die Wahrheit und das Wissen etwas gelten sollten. Die verschiedensten Themen wurden behandelt: technische und geographische Grundbegriffe, die Alkoholnot, die merkwürdigerweise an unserem Ort unter Christen, Muhammedanern und Juden groß war; auch die Stellung der Frau wurde besprochen.

Abgesehen von unserem nächsten Zweck, Bekanntschaften zu vermitteln, brachten diese Abende eine besondere Freude dadurch, daß ein kluger kurdischer Zollbeamter, der sehr stark dem Trunk verfallen war, einer von uns gegründeten kleinen Gruppe von Abstinenzlern beitrug und ganz offen zu seinen früheren Kameraden sagte, er sei nun ein Murid (die persische Bezeichnung für die Anhänger eines Derwischhauptes) des Sahab geworden und trinke nicht mehr. Von da ab hielt er sich treu zu uns, brachte sogar einmal seine junge Frau zum Abendbrot mit und führte tiefere Gespräche mit mir, in denen er seine sufitisch-pantheistischen Gedanken aussprach, aber auch berichtete, daß er täglich seiner Frau aus der Bibel vorlese. Und er war nicht der einzige, bei dem es zu solchem Austausch kam. Ein alter Seyid (Nachkomme des Propheten Muhammed), der Vater eines meiner Sprachlehrer, ein

wohlhabender und angesehener Mann, Vorsteher aller Seyiden und Derwische in der Stadt, bat mich, mit ihm die Offenbarung Johannis zu lesen. Einer der einheimischen Christen hätte ihm auf sein Befragen erklärt, dieses Buch habe Johannes geschrieben, als er im Kopfe verrückt gewesen sei. Da es doch in der Bibel stehe, könne er das nicht glauben und wolle es deshalb mit mir lesen. Ich versuchte vergeblich, ihm das auszureden und eine andere Schrift des Johannes vorzuschlagen. So begannen wir denn, er mit der persischen, ich mit der türkischen Bibel vor uns, stets nur die Schwierigkeiten aus dem Buch selbst beleuchtend. Dabei erlebte ich zu meinem Erstaunen, daß die Bildersprache dieses Buches sehr wenig Not machte und kaum allzu realistische Vorstellungen hervorrief. Vielmehr hatte er gerade von dem Hauptgedanken dieser Schrift, dem endgültigen Sieg Christi als des „geschlachteten Lammes“ über die ganze Welt und über alle Mächte der Finsternis, einen tiefen Eindruck, um so mehr, als die Muhammedaner gerade an dem Tode Jesu am Kreuze, seiner scheinbaren Niederlage vor seinen Feinden, besonderen Anstoß nehmen, so daß etliche das einfach ableugnen und meinen, Jesus sei ohne Kreuz unmittelbar zum Himmel gefahren. In unseren regelmäßigen Zusammenkünften haben wir das Buch ganz durchgelesen und besprochen. Als er es sofort noch einmal mit mir so durcharbeiten wollte, habe ich ihn bewogen, erst das Johannes-Evangelium vorzunehmen; und darin haben wir gelesen bis zu unserem Fortgang. Ein Christ ist er öffentlich nicht geworden, obwohl ich glaube, daß er mit dem Kopf von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt war. Dabei ist mir sehr deutlich geworden, was ich später noch anderswo voll bestätigt fand: damit ein Muhammedaner in muhammedanischer Umgebung, wo ein Übertritt in jedem Falle Vermögensverlust und Heimatlosigkeit, wahrscheinlich auch den Tod bedeutet, sich zu Christus bekennt, muß nicht nur der Kopf, sondern auch das Herz bekehrt sein. Die eigene Erfahrung der Sündenvergebung muß ihn innerlich zwingen, auf des Herrn Seite zu treten.

Unter den Juden in Sautschbulagh

„Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Dieses uns so wichtige Wort des barmherzigen Heilandes am Kreuz, das uns in jeder Osterzeit aufs neue bewegt, erinnert zugleich an den großen Auftrag zur Mission unter den Nachkommen jener, die nicht wußten, was sie taten dort auf Golgatha vor neunzehnhundert Jahren. Man könnte im Abendland wohl manchmal meinen, daß Rassenhaß und Antisemitismus die Ursache seien, warum so wenig Sinn für die Judenmission in der Christenheit zu finden ist. In Persien kann man aber leicht eines Besseren belehrt werden. Auch im persischen Land, wo die Juden das schwerstbedrückte Volk sind, wo das gemeinsam getragene Joch des unterdrückenden Islam alle Leidensgenossen verschiedenster Religionen verbinden sollte, wo man wenig von Rassenhaß verspürt und auch die syrischen Christen zum semitischen Stamm gehören, ist dennoch nichts von Missionsliebe für die Juden zu spüren, im Gegenteil scharfer und unerbittlicher Gegensatz ganz allgemein verbreitet. Bezeichnend dafür ist, daß nicht nur die Juden nach ihrem Gesetz sich von der Tischgemeinschaft der Christen fernhalten, sondern auch diese von jenen. Als ich vor Jahren einmal in einem jüdischen Haus wohnte und mir die Wirtin nach Landessitte von dem frisch gebackenen Brot brachte, war mein syrischer Diener ganz entsetzt bei dem Gedanken, daß ich davon essen könnte. Auf meine Frage: „Warum nicht?“ bekam ich die in jenen Ländern allgemein verbreitete Meinung zu hören: einmal im Jahr schlachten die Juden ein Kind und mischen das Blut in den Sauerteig, mit dem sie dann das ganze Jahr hindurch den Brotteig ansäuern. Die tiefere Ursache dieses Hasses ist mir wiederholt ganz unverblümt gesagt worden: „Die Juden haben unsern Herrn Christus gekreuzigt, wie können wir mit ihnen Freundschaft machen?“ „Ein Kurde“, so sagt man, „wird noch ziemlich leicht weich, eines Juden Herz aber niemals.“

Es ist also nichts anderes als einfach der unerneuerte Sinn des Menschen, der sich in solchen Worten unver-

hüllt und naiv ausspricht, der nicht willig ist, die Feinde unseres Herrn zu lieben und ihnen zu dienen. Unser lieber Mirza Schmul, der vor etwa fünfzehn Jahren an den Herrn Jesus gläubig geworden war, hatte infolgedessen nicht nur unter den Juden, sondern auch unter den Christen mancherlei Schwierigkeiten und wurde allerwärts in seinem Glauben verdächtigt. Und doch muß ich sagen, daß ich die Juden in Sautschulagh weit zugänglicher gefunden habe, als ich es bisher an anderen Orten gehört oder gesehen hatte. Lebten schon die Christen in Persien und der Türkei unter schwerem Druck, so die Juden noch viel mehr; an vielen Orten, z. B. Täbris, Khoi, Diliman und Salmas, durften sie sich überhaupt nicht niederlassen. In anderen Orten lebten sie in bestimmten Stadtvierteln, bis vor kurzem waren sie z. B. in Hamadan noch durch besondere Abzeichen gekennzeichnet; alle waren oft genug blutigen Verfolgungen ausgesetzt. Ja, es war kaum erlaubt, daß ein Jude ein Pferd reitet, was als Zeichen des herrschenden Standes angesehen wird.

In Persien sieht man sie nie mit Ackerbau oder Handwerk beschäftigt, nur das Goldschmiedegewerbe ist hier — wie vielfach auch anderwärts — zum großen Teil in ihren Händen. Im übrigen sind sie, wenn etwas wohlhabender, meist Stoffhändler (Besas), sonst Hausierer und Kleinkrämer. In Sautschulagh gaben sich einzelne damit ab, die in jenen Gegenden verbreiteten tönernen Tabakspfeifen und Zigarettenspitzen anzufertigen.

Unter den im Ort lebenden etwa vierzig bis fünfzig jüdischen Familien befanden sich nicht wenige, die im Rufe großen Wohlstandes standen; man sah, wenn man die oft schmutzigen, ärmlich aussehenden Außenmauern durchschritt, eine ganze Anzahl gut gebauter Häuser, die von außen und innen jenen Ruf als begründet erscheinen ließen. Die Synagoge freilich machte einen recht dürftigen Eindruck, und die Sauberkeit war im allgemeinen wenig besser als die der Kurden. Auch die Muallims, die Rabbiner, von denen es in der Stadt einige gab, wußten sehr wenig. Gemeindeglieder, die Hebräisch verstehen und lesen können, fanden sich

wohl nicht ein Dutzend, was bei den Juden, die doch alle zum Studium des Gesetzes verpflichtet sind, sehr auffällt. Bei der Purimfeier in der Synagoge, der meine Frau und ich einmal beiwohnten, hörte man zwar ein andauerndes Gemurmel neben dem Vorlesen, und überall saßen kleine Gruppen um die Windlichter und die Lampen geschart auf der Erde, die entweder in Bagdad auf Eselshaut sorgfältig geschriebene Buchrollen oder in Europa gedruckte Bücher vor sich hatten und lasen; doch verstehen die wenigsten mehr als dieses Lesen.

Da wir zeitweise unsere Wohnung mitten im Judenviertel hatten und später ihm benachbart waren, hatten wir mancherlei Gelegenheit, mit den Juden zusammenzukommen und ihre Sitten und Gebräuche kennenzulernen. Schon früher hatte ich in Urmia, Hamadan und anderen Orten mancherlei davon gesehen. Hamadan weist als besondere Merkwürdigkeit ein Gebäude auf, das von der dortigen zahlreichen Judengemeinde und auch sonst im Lande als Grabmal der Königin Esther und des Mardochai verehrt wird.

Diese Überlieferung ist nicht ganz abwegig, weil ja Susa, der Ort jener Ereignisse, nicht allzuweit von Ekbatana lag und Hamadan jenes alte Ekbatana ist. So besagen es auch die in dem Grabmal vorhandenen kunstvoll geschnitzten und mit hebräischen Inschriften versehenen Holzschreine, die aber erst vor einigen Jahrhunderten erneuert worden sind. Zu den Schreinen wird viel gewallfahrtet; selbst die Muhammedaner erweisen ihnen wie manchen anderen jüdischen und christlichen Stätten eine abergläubische Verehrung. Die große Hamadan-Judengemeinde, aus der die amerikanische Mission eine eigene kleine judenchristliche Gemeinde gesammelt hatte, stand zu meiner Zeit ganz unter dem Einfluß einer Anzahl von Missionaren, die von der „Alliance Israélite“ entsandt waren, ist aber merkwürdigerweise fast ganz zum Babismus, jener berüchtigten islamitischen Reformsekte, übergegangen.

Während die Juden in Hamadan und, wie ich glaube, auch in anderen südlicher gelegenen Städten die Landessprache, das ist das Persische, sprechen und lesen,

wird in Urmia, in einigen Dörfern der Salmas-Ebene. in Sautschbulagh, Sakkis, Bana, Serdescht nebst den umliegenden Dörfern ein besonderer Dialekt gesprochen, der aus Hebräisch, Syrisch und Persisch gemischt zu sein scheint. Man schreibt aber allgemein die hebräischen Buchstaben, während in Hamadan hebräische Neue Testamente in persischen Lettern mit Erfolg verwendet wurden.

Ein inzwischen in Deutschland verstorbener Judenmissionar, Pastor Wolff, hatte in Sautschbulagh allerlei Beziehungen angeknüpft und auch schon mit Mirza Schmul längere Zeit eifrig an der Übersetzung einiger Bibelteile in diesem Dialekt gearbeitet. Zu unserer Zeit gehörten die Ältesten der Judenschaft zu den ersten Besuchern, die uns begrüßten, und mit denen wir bis zuletzt auf gutem Fuß standen.

Ihre Bitte um eine Schule, die natürlich für alle, auch für die Wohlhabenden, ganz umsonst sein sollte, konnte ich nicht erfüllen, ebensowenig die immer wieder an mich gerichteten Bitten um Protektion und Fürsprache bei der persischen Regierung. Dennoch fanden sich allmählich, namentlich durch eifrige Arbeit Mirza Schmuls, eine Anzahl von ihnen zum sonntäglichen Gottesdienst der Christen ein, obwohl sie sich deshalb bald Spott und Angriffe gefallen lassen mußten und die Christen sie durchaus nicht gern sahen. Später fingen wir auch an, am Sonnabendvormittag die jüdischen Frauen zu meiner Frau einzuladen, sie mit Tee nach landesüblicher Sitte zu bewirten, mit Harmoniumspiel, das in jenen Ländern etwas ganz Wunderbares und Unerhörtes ist, zu unterhalten, bis ich dann schließlich mit Hilfe von Mirza Schmul eine Anzahl neutestamentlicher Bilder erklärte. Es kamen im Durchschnitt etwa zehn Frauen, die ständig wachsendes Verständnis für die immer wiederholten Erklärungen und manches andere Wort bekundeten. Auch hiergegen richtete sich natürlich gelegentlich Widerstand. So hatte bei der Purimfeier einer der Rabbiner, vielleicht etwas gekränkt durch mein unverhohlen bezeugtes Mißfallen, als ich ihn einmal in völlig betrunkenem Zustand traf, sehr gegen uns und diese kleinen Versammlungen ge-

sprochen; das Trinken von selbstgemachtem Wein und Rosinenschnaps ist ein großes Übel bei den dortigen Juden, die die Alkoholhändler für die Christen und Juden der Stadt sind. Insbesondere besteht fast die ganze Sabbatfeier in maßlosem Trinken, so daß ich an diesem Tage niemand besuchen konnte; denn man durfte nicht darauf rechnen, unter den älteren Männern irgendeinen ganz Nüchternen zu treffen. Dem verstorbenen Pastor Wolff erklärten einmal die Leute selbst, am Sabbat möge er doch nicht in die Synagoge kommen, da an diesem Tage die wenigsten nüchtern seien. So mußte es auf diesem Gebiet einen schweren Kampf geben, wie ich auch keinen der jungen Juden für unseren kleinen Abstinenzverband gewinnen konnte. Die so oft gezeigte Feindschaft jenes Rabbiners hatte natürlich, da er über jeden, der in unser Haus ging, einen Fluch ausgesprochen hatte, zuerst unsere Bemühungen gelähmt. Rabbi Schmul's freundliches Zureden, auch Besuch bei dem Rabbiner selbst, sowie die schon etwas fester gewordene Freundschaft mit einem älteren angesehenen Kaufmann, dazu die Tatsache, daß wir mit Gottes Hilfe durch allerlei Medikamente einigen kranken Kindern der Juden hatten helfen können, änderten die Stimmung der jüdischen Kreise. Jener Rabbiner selbst hatte später einen der uns übersandten hebräischen Traktate bei sich, und ziemlich regelmäßig besuchten uns wiederum an den Sonnabenden zehn bis fünfzehn jüdische Frauen mit einer großen Anzahl kleiner Kinder; auch des Rabbiners eigene Frau stellte sich einmal ein. Ich erklärte ihnen aber nicht mehr biblische Bilder, da man das so hingestellt hatte, als zeigten wir ihnen Götzen, sondern ich suchte in ganz einfacher Weise ihr Gewissen zu wecken. Da es verboten ist, bei den Juden Frauen zu unterrichten und zu lehren, sie auch nicht in die Synagoge gehen dürfen, sind sie tatsächlich gänzlich unwissend und nur in völligem Aberglauben befangen. Ich fing deshalb an, ihnen an den Frauengestalten des Alten Testaments, von denen sie wenigstens einige Namen wußten, den lebendigen Gott zu zeigen. Rabbi Schmul übersetzte dabei aus meinem Türkisch in den jüdischen Dialekt. Am

Sonnabendnachmittag kamen nach jenem Vorfall auch die jungen Männer wieder, im allgemeinen zahlreicher als früher, etwa zwölf bis sechzehn, mit denen ich das 2. Buch Mose las und besprach. Da auch sie schrecklich unwissend sind, hatte ich ihnen zuvor an Hand biblischer Bilder immer wiederholt die Geschichte des 1. Buches Mose erklärt, jedesmal etwas mehr hinzufügend. Auch bei den Männern ist aller lebendige Glaube von äußerlichen Traditionen und von Aberglauben gänzlich überwuchert. So suchte ich ein Fundament zu legen, indem ich namentlich die heilsgeschichtliche Erziehung Gottes zum Glauben hervorhob. Sie hörten mit Freuden zu, fragten viel, einer oder der andere las auch in der hebräischen Thora nach, und sie kamen wieder und brachten andere mit.

Wenn ich mir auch bewußt war, daß diese Arbeit unter den Juden wie die ähnliche unter den Muhammedanern nur sehr vorbereitender Art war, so erschien und erscheint mir noch heute diese Form der Verkündigung unter diesen Religionen, die ja im Grunde den Glauben an den einen, lebendigen Gott haben und ihn nur durch menschliche Zutaten haben überwuchern lassen, die einzig mögliche und notwendige. Daß unser Zeugnis für Christus nicht zu kurz kam, dafür sorgten die Arbeit unter den dortigen Christen, die Juden und Muhammedaner ja täglich mit ansehen, und privates Gespräch mit Rabbi Schmul und mir. Nötig ist, daß der Name der Christen erst wieder Achtung gewinnt unter Juden und Muhammedanern, ehe sie ein Bedürfnis und Neigung verspüren werden, sich näher mit unserem Herrn zu beschäftigen.

Ein vorzeitiges Ende

So hatte die Arbeit in Sautschbulagh nach vielen Seiten einen hoffnungsvollen Anfang genommen, aber leider wurde meine Gesundheit durch einen zweiten schweren Typhus mit Lungenentzündung aufs neue sehr geschwächt. Deshalb war es uns eine rechte Hilfe und Ermutigung, als ein junger Student der orientalischen

Sprachen, ein Sohn aus dem mir befreundeten Hause des Evangelisten Pastor Julius Dammann-Eisenach, Immanuel, sich entschloß, angeregt durch meine Berichte über die kurdische Sprache, bei uns an Ort und Stelle seine sprachlichen Studien weiterzuführen. Er traf im Sommer 1906 bei uns ein und stürzte sich mit Eifer in die Arbeit an den verschiedenen uns umgebenden Sprachen, insbesondere an der kurdischen Grammatik, aus der er ein besonders schwieriges Problem zu seiner Doktorpromotion benutzen wollte. Das war uns natürlich sehr lieb und zugleich eine große Freude in unserer so abgeschlossenen Lage. Nach einigen Wochen erkrankte er aber lebensgefährlich an einer schweren Gehirnentzündung, die ihn, auch nachdem ihn der Herr trotz mangelnder ärztlicher Pflege wieder aufgerichtet hatte, noch lange schonungsbedürftig machte. Im neuen Jahr erhielt er dann wieder neue Frische und Spannkraft. Aber dann kam jenes Ereignis, das uns den tödlichen Ernst unserer Lage wie nichts bisher bewußt machte. Unser junger Freund wurde in der Nacht vom 15./16. Februar 1907 ein Opfer kurdischer Mörder, die in Verfolgung einer Blutrache gegen unseren Gouverneur mich als dessen Schutzbefohlenen gesucht hatten. Statt meiner verlor er sein junges und, menschlich gesehen, hoffnungsvolles Leben, das er, erfüllt von den dort vor uns liegenden Aufgaben, später ganz unserer Arbeit hatte widmen wollen.

Dieser Mord hatte neben der tiefen Erschütterung und dem Leid für uns auch sonst bedeutsame Folgen. Als ich, selbst ziemlich schwer verwundet, am nächsten Tag die Trauerfeier hielt über das von den Losungen der Brüdergemeinde dargebotene Wort: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun“, wurde dies manchem von der zahlreichen kurdischen Zuhörerschaft ein besonders eindrückliches Zeugnis von dem ihrem eigenen Rachegefühl so entgegengesetzten Geist des Christenglaubens. Das wurde uns klar ausgesprochen, zumal der Gouverneur gleich am Anfang sagte: „Euer Freund ist für mich gestorben.“

Natürlich unternahm die deutsche Gesandtschaft Schritte zur Bestrafung der Anstifter dieses Mordes, ein

paar sehr reiche Großgrundbesitzer dieser Gegend. Als sie sich schließlich trotz ihres eigenen großen Heerbannes in die Enge getrieben sahen, versuchten sie durch Versprechen einer großen Summe Geldes bei dem Gouverneur Asyl zu finden; aber das lehnte dieser pflichtgemäß ab. Darauf ließen sie bei mir um solches Asylrecht nachsuchen, in der gewissen Überzeugung, daß ich nach kurdischen Ehrbegriffen sie dann beschützen würde. Da nicht ich, sondern die deutsche Regierung sie forderte, konnte ich auf dieses Ansinnen natürlich ebensowenig eingehen. Schließlich ist auf eine den Leuten selbst sehr bemerkenswerte Weise nicht vom menschlichen Gericht, sondern durch allerlei Umstände und Privatstreitigkeiten eine ganze Anzahl der Beteiligten ums Leben gekommen, so daß man darin Gottes Strafgericht sah. Wir haben dies aber nicht mehr miterlebt. Nachdem wir noch einige Monate unter sorgfältigstem, aber sehr lästigem soldatischem Schutz zugebracht hatten, ich dazu noch von meiner schweren Krankheit sehr erholungsbedürftig war, gingen wir nach Deutschland in Begleitung unseres kurdischen Sprachlehrers, mit dem wir in der Heimat die Spracharbeit, vor allem die Übersetzung des Markus-Evangeliums, fortführten. So konnte diese, nach Durchprüfung durch den so ziemlich einzig dafür in Frage kommenden Sprachgelehrten, Prof. Fr. Andreas-Göttingen, in unserer Missionsdruckerei in Philippopel gedruckt werden. Sie wurde die Grundlage für alle weitere Missionsarbeit in Sautschbulagh. Wir gingen zum Korrekturlesen selbst nach Bulgarien, wo der früher genannte Missionar Johannes Avetarianian die Druckerei leitete und andere Missionsarbeit tat.

Über Bulgarien in die Diakonissenarbeit

Schon die äußeren Umstände unseres Aufenthalts in Philippopel waren eigenartig. Da wir nur für kürzere Zeit in das Land kamen, konnte nicht von Anschaffung und Einrichtung mit eigenen Sachen die Rede sein. Somit borgten uns christliche Freunde das Notwendigste.

Freilich die ersten Wochen mußten wir noch mit einer bulgarischen Familie in derselben Wohnung hausen, ehe diese ein anderes Heim beziehen konnte. Die Frau verstand aus ihren Beziehungen zur amerikanischen Mission etwas Englisch, der Mann etwas Türkisch; der alte Vater, noch aus der Zeit der türkischen Oberherrschaft stammend und à la turca auf der Erde lebend, sprach fast nur türkisch. Die Küchengeschäfte wurden im selben Raum besorgt und auch die Besuche in einem gemeinsamen Zimmer empfangen. Es hat aber keinen Augenblick eine Schwierigkeit gegeben. Als wir dann das Reich für uns allein bekamen, zog noch eine deutsche Missionarin, Gehilfin von Pastor J. Avetarianian, zu uns ins Haus, außerdem für einige Zeit zwei junge Leute, die von der Orient-Mission erzogen waren, ein Armenier und ein junger Perser, der Christ geworden war. Wir waren nun eine richtige Missionsfamilie geworden, die mit P. Avetarianian gut zusammenhielt und eine wunderschöne Weihnachtszeit erleben konnte. Als Gehilfin im Hause hatte meine Frau eine junge Bulgarin, Penka, die wir deshalb genommen hatten, weil sie eine unserer Sprachen, Französisch, verstand. Somit ging unser Haushalt in jener Zeit französisch vor sich.

Mit dieser Penka hatten wir ein besonderes Erlebnis. Da sie uns selbst erzählt hatte, daß sie aus dem Dienst in einem sehr leichtfertigen Hause gekommen war, waren wir natürlich unsicher, wie es mit ihr gehen würde. Ungeachtet unseres Bemühens, als eine christliche Familie zu leben, war die Möglichkeit, sie zu beeinflussen, schon rein sprachlich sehr gering. Als wir eines Tages schon zu Bett gegangen waren, hörten wir unter uns in unserem Wohnzimmer zu ebener Erde, das seine vergitterten Fenster nach der Straße hatte, laut reden. Auf unsere Bitte eilte die Missionarin, die sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, hinunter und fand unsere Penka in Tränen auf den Knien vor einem der großen Wandbilder, einem einfachen Sonntagsschulbild, das den Heiland mit Maria und Martha darstellte. Auf die Frage der Missionarin stellte sich heraus, daß Penka, wohl innerlich bewegt durch die Andachten,

Lieder und Gebete in unserem Hause, beten wollte. Das konnte sie aber als griechisch-bulgarische Christin nicht ohne ein Bild. So hatte sie dieses Bild dazu benutzen wollen, wußte aber kaum, was sie wollte oder nötig hatte. Als meine Frau nun anfing, ihr in französischer Sprache allerlei vom Heiland zu erzählen, darunter auch die Geschichte von der Kreuzigung des Herrn, stürzten dem Mädchen die Tränen aus den Augen: wie konnten nur Menschen so etwas Furchtbares tun? Sie hatte noch niemals davon gehört. Nach dieser Erfahrung sorgten wir dafür, daß regelmäßig eine bulgarische Bibelfrau der amerikanischen Mission zu ihr kam und sie unterrichtete, auch im Lesen, damit sie weiterkommen und auch dem bulgarisch-evangelischen Gottesdienst, den sie jetzt regelmäßig besuchte, folgen könne.

Daß wirklich etwas bei ihr neu geworden war, spürten wir, als noch ein neues Glied für eine Weile in unsere Familie kam, ein anderes bulgarisches junges Mädchen. Als Pastor Avetarianian auf einer Missionsreise nach Konstantinopel fern von uns war, hatte er mich mit der Fortführung seiner Sonntagsversammlungen in türkischer Sprache beauftragt. Zu einer von ihnen kam eines Tages ein bulgarischer Flickschuster mit seiner Ehefrau, einer Deutschen. Sie erzählten mit großem Kummer, wie sie zu Fuß aus Sofia nach Philippopel gewandert seien mit einem kleinen Kind und einem Sack voll ihres Besitztums auf dem Rücken, um ihre ältere Tochter Dora, etwa fünfzehn Jahre alt, zu suchen. Das war, für bulgarische Verhältnisse, ein auffallend schönes Mädchen, dem von vielen, auch hochgestellten Seiten nachgestellt wurde. Der Balkan war ja früher ein sehr gefährlicher Boden für solche Mädchen. Als einmal der Vater abwesend und die Mutter im Krankenhaus war, fanden sie nach ihrer Rückkehr das Mädchen nicht mehr vor. Nach vielen Nachforschungen stellten sie fest, daß es sich als Kellnerin in einem minderwertigen Lokal in Philippopel aufhalte. Die Eltern baten mich um Hilfe, um es wiederzubekommen. Aber ohne ihren Willen war das nicht möglich, und als ich mich beim Polizeipräfekten dafür verwendete,

fragte man mich sogar, ob ich etwa Mädchenhändler sei und sie deshalb haben wollte.

Weihnachten kam heran. Wir hatten eine Anzahl Deutsche und Deutschsprechende kennengelernt. So wurde eine richtige deutsche Weihnachtsfeier geplant, ein großer Baum aus dem Balkengebirge besorgt, Weihnachtsschmuck in unserem Hause vorbereitet, eine Anzahl Weihnachtslieder von uns selbst für den Druck gesetzt und auf einer Handpresse vervielfältigt, ebenso Handzettel in großer Menge zur Einladung an alle Deutschverstehenden, die jene deutsche Frau des Flickschusters Rogleff austrug. Die Feier fand in der bulgarischen evangelischen Kirche statt, die voll war von Deutschen, Schweizern, Österreichern, Amerikanern und Bulgaren; selbst deutsche Juden waren gekommen, so ein Lehrer aus dem Elsaß mit seinen Schulkindern. Aber unsere Frau Rogleff war zu unserem Erstaunen nicht da! Nach der Feier hatten wir den Baum in unsere Wohnung mitgenommen, um dort weiterzufeiern. Da klopfte es laut an die Tür, und Frau Rogleff mit ihrer Tochter steht strahlend davor: „Hier bringe ich Ihnen ein lebendiges Weihnachtsgeschenk!“ Das sollte zunächst bei uns bleiben. Dem Mädchen war es endlich in jenem übel beleumdeten Haus zuviel geworden, es war weggelaufen zur Polizei. Jetzt mußte diese eingreifen. Sie hatte die Mutter gerufen, die nun ihr Kind zu uns brachte. So mußten wir einen Weg finden, sie aus Philippopel fortzuschaffen, und sie auch bei uns schützen.

Und da bewährte sich nun die innerlich neu gewordene Penka vortrefflich. Nachdem ihr meine Frau ihre Verantwortung klargemacht hatte, wachte sie wie die treueste Schwester über der Dora, namentlich bei Ausgängen. Nachdem allerlei Briefe hin- und hergegangen waren, erhielten wir endlich die Zusage von dem durch die Königin Carmen Sylva in Bukarest begründeten Diakonissenhaus, daß Dora dort Aufnahme finden könne. Das Reisegeld kam auch zusammen, und somit konnte die Mutter sie bald dorthin bringen, in der Eisenbahn noch bis zur Grenze von einem Geheimpolizisten begleitet, der darüber wachen sollte, ob sie

auch wirklich nach Bukarest gebracht werde und nicht etwa an andere Orte, um in Häusern der Ausschweifung zu verschwinden.

Bei dieser Gelegenheit und sonst noch manches Mal haben wir die christliche Bruderschaft der evangelischen Bulgaren mit großer Freude erfahren. Neben uns wohnte ein bulgarischer Bibelkolporteur, mit dem wir in freundnachbarlicher Gemeinschaft unsere Gerätschaften austauschten, unsere Eßbestecke, wenn sie Gäste, darunter auch uns selbst, erwarteten, und unsere Waschgeräte, wenn sie dieser bedurften. Aber auch mit Türken hatten wir auffallende Erlebnisse. Eines Sonntags erschienen in dem türkischen Gottesdienst Pastor Avetarianians zwei ältere muhammedanische Geistliche, den grünen Leibschal der Prophetennachkommen um ihren langen Kaftan geschlungen. Sie erklärten, schon lange christusgläubig zu sein, und verabredeten, am Abend in seine Wohnung zu kommen. Da wir immer heimlich Angriffe auf das Leben unseres in der Türkei verfeimten Freundes befürchteten, waren noch zwei von uns bei dem Besuch anwesend. In der Unterhaltung erfuhren wir, daß beide Brüder waren, und daß der ältere längere Zeit Vorsteher eines muhammedanischen Derwischklosters gewesen sei, der jüngere ein sehr gelehrter Islamkundiger, ein sogenannter Muderris, was etwa unserem Doktor der Theologie entspricht. Weiter ergab sich, daß beide beim Studium der islamischen Gegenschriften gegen das Christentum dazu gekommen waren, sich eingehend mit der Bibel zu beschäftigen. Dieses Eindringen in die biblische Botschaft überzeugte sie von der Wahrheit der Heiligen Schrift und dem Irrtum des Islams. Das hatten sie auch öffentlich zur allgemeinen Entrüstung ausgesprochen. Um sie wieder im Islam zu befestigen, wurden sie nach Arabien geschickt oder verbannt. Aber der Erfolg blieb aus. Sie kamen in ihrer Überzeugung nur noch gefestigter zurück und sprachen dies in den Moscheen aus, wurden verfolgt und flohen endlich über die bulgarische Grenze in ein christliches Land. Hier meldeten sie sich bei der Regierung und baten um Schutz, der ihnen zugesagt wurde, falls sie in ein bulgarisch-orthodoxes Kloster

eintreten wollten. Im übrigen könne die Regierung aber nichts für sie tun, da sie Rücksicht auf ihre vielen türkischen Untertanen nehmen müsse. In das Kloster wollten unsere Freunde nicht gehen, vielmehr ihre Überzeugung offen vertreten. In dieser Lage wies sie ein orthodoxer Bulgare an unseren türkischen Pastor Avetarianian. So kamen sie zu uns; es schien uns, als hätte Gott selbst sie wunderbar vorbereitet aus dem Morgenlande zu uns gelangen lassen. Wir hatten in der Folge viele Gespräche mit ihnen; ich selbst konnte mit ihnen Stücke des von P. Avetarianian in das Türkische übersetzten Buches „Bunyans Pilgerreise“ lesen und vor allem das Johannes-Evangelium. Nach unserem Urteil waren sie verstandesmäßig völlig von der Wahrheit der Heiligen Schrift und der christlichen Botschaft überzeugt; inwieweit es zu dem Anfang einer Erneuerung ihres Herzens gekommen war, konnte ich nicht klar erkennen.

Beide sind später nach Deutschland gekommen, in der Nikolaikirche in Potsdam getauft worden und zunächst Lehrer an dem Muhammedanermissions-Seminar von Dr. Lepsius geworden.

Inzwischen schritt der Druck unseres kurdischen Markus-Evangeliums voran. Die Drucklegung war insofern nicht ganz einfach, als die bulgarischen Schriftsetzer zwar die dafür gebrauchten arabischen Schriftzeichen kannten, aber durchaus nichts davon verstanden. Mit dem Abschluß der Druckerarbeit endete unsere Zeit in Philippopel und zugleich auch die meiner Zugehörigkeit zur Deutschen Orient-Mission, und, wie wir befürchten mußten, unser Missionsdienst auf dem Missionsfeld draußen.

Der Leiter unserer Mission, Dr. Lepsius, hatte in den vergangenen Jahren ganz die Verbindung mit denjenigen christlichen Kreisen verloren, aus denen unser Missionswerk erwachsen war, und aus denen wir selbst stammten, so daß wir keine Hoffnung mehr hatten, geeignete Mitarbeiter für unsere missionarische Pionierarbeit zu finden. Wir sahen uns deshalb und auch aus anderen Gründen genötigt, zu unserem Leidwesen die

Verbindung mit der Orient-Mission zu lösen. Allerlei Pläne, mich mit Hilfe anderer Missionsgesellschaften oder auch mit Unterstützung der Britischen Bibelgesellschaft, die mich als Bibelübersetzer berufen wollte, wieder nach Kurdistan oder in ein anderes muhammedanisches Missionsgebiet auszusenden, kamen nicht zur Ausführung.

So folgte ich im Jahre 1910 einer Berufung zum Vorsteher in der Diakonissenanstalt Stift Salem, die damals ihren Sitz in Stettin hatte. Diese Zeit des Dienstes an den Dienerinnen des Herrn und ihren Pfleglingen war freilich nur kurz, unterbrochen von alljährlichen ernstlichen Erkrankungen, die wohl durch den Wechsel des Klimas verursacht waren; sie gehört aber zu den besonders schönen Erinnerungen meines Lebens. Es ging mir in diesen Jahren die ganze Größe des Werkes der Inneren Mission auf. Wie wunderbar ist die Gemeinschaft über dem Wort Gottes mit diesen sich ihrem Herrn und Heiland aufschließenden und für seinen Dienst rüstenden und oft in großer Hingabe dienenden Frauenseelen! Es ist mir eine Freude, daß dieses Band auch jetzt noch, Jahrzehnte nach meinem notwendig gewordenen Fortgang, nicht abgerissen ist. Mein Scheiden aus diesem Amt im Jahre 1913 war dem Hause und mir deshalb besonders schmerzlich, weil gerade im Jahre zuvor eine seit langem als notwendig empfundene Verlegung des Mutterhauses von Stettin nach Köslin in Angriff genommen und teilweise schon im Gange war, als ich im Herbst 1912 wegen einer tuberkulösen Lungenerkrankung für ein halbes Jahr nach Italien geschickt wurde. So mußten all die wichtigen Fragen in meiner Abwesenheit und ohne meine irgendwie bestimmende Mitwirkung entschieden werden, eine Aufgabe, die die langjährige Oberin Bertha von Massow jedoch meisterhaft löste. Sie hat nach dem Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1945 noch das bittere Geschick erleben müssen, von den russischen Truppen aus dem schönen, in Köslin neu geschaffenen großen Anwesen vertrieben zu werden, und verstarb kurze Zeit darauf in einem Altersheim in Köslin, in dem Salemer Schwestern tätig waren.

Trotz Ausheilung der akuten Erkrankung damals hielten mehrere Ärzte mein dauerndes Verbleiben im rauhen Norden Stettins und noch mehr Köslins für ausgeschlossen. So kam ich, trotz der entgegenkommendsten Anerbieten des Salemer Kuratoriums, zu der Überzeugung, daß ich um des Mutterhauses, nicht aber um der Erhaltung meines Lebens willen, diese wichtige und schöne Aufgabe einer anderen Kraft überlassen müßte, die dauernd am Platze sein könne. Es war ein Schritt des Glaubens, ein Schritt in völliges Dunkel für uns selbst. Aber am selben Tage, an dem ich vormittags die endgültige Absage nach Stettin schickte, kam am Nachmittag von einem alten Freunde aus der Studentearbeit die uns gänzlich überraschende Aufforderung, im Dienst der Wiesbadener Sudan-Pionier-Mission nach Assuan in Oberägypten zu gehen. Das war gerade der Ort, den der mich behandelnde Arzt in Gardone als für mich am meisten günstig bezeichnet hatte. Ich hatte ihm damals gesagt, ich sähe gar keine Möglichkeit für einen Aufenthalt in jenem Ort. Und nun kam diese wunderbare, freundliche Führung des Herrn, die uns sehr den Glauben stärkte und die Gewißheit gab, keine selbsterwählten Wege gegangen zu sein. Daß wir noch einmal auf das Muhammedanermissionsfeld hinausgehen durften, war uns eine besondere Freude, obwohl auch klar war, daß der neue Anfang mit der zu erlernenden schweren arabischen Sprache uns nicht leicht werden würde. Daß diese Arbeit durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges so rasch zu Ende gehen würde, konnte freilich niemand wissen. Für unseren Lebensgang jedenfalls war die Lösung von Deutschland und der neue Anfang im Nahen Orient von größter Bedeutung.

Bei der Mission in Ägypten

Am 1. Oktober 1913 traten wir in Wiesbaden unser neues Amt an und reisten Ende Oktober mit anderen Missionsgeschwistern über Venedig nach Ägypten, wo wir, nicht wie ursprünglich geplant, in Assuan, sondern eine Stunde Bahnfahrt nördlich davon in dem Dörfer-

komplex von Darau stationiert werden sollten. Vorher kam noch ein sehr interessanter Studienkurs für Muhammedanermission in Kairo unter Leitung des bekannten amerikanischen Muhammedanermissionars D. Samuel Zwemer, an dem auch zahlreiche andere Missionsleute aus dem Nahen Orient und aus verschiedenen Völkern teilnahmen; auch zur Besichtigung der wichtigsten Moscheen und Sehenswürdigkeiten von Kairo hatten wir Gelegenheit. Mir war besonders bemerkenswert der Besuch einer gleichzeitig in Kairo tagenden Konferenz von aus dem Islam zu Christus bekehrten Orientalen, bei der wir mindestens fünfzig Personen zählten, für mich ein ganz unerwarteter und sehr ermutigender Anblick. Zugleich kamen wir in Kairo in Berührung mit der deutschen evangelischen Gemeinde, mit ihrem Pfarrer Olschewski und dem Viktoria-Krankenhaus der Kaiserswerther Diakonissen unter ihrer Oberschwester Maria Graf, mit der wir dann noch manches Mal herzliche Beziehungen gepflegt haben. In jene Kairoer Tage fiel der für die Muhammedanermission besonders eingesetzte Gebetstag, an dem ich in der eigenartigen deutschen Kirche den Gottesdienst abhalten konnte. Die schöne Orgel führte uns der Ägyptologe Dr. Friedrich Rösch in einer abendlichen Feierstunde vor, der damals bei den Tel-el-Amarna-Funden arbeitete und früher als Muhammedanermissionar in Algier tätig gewesen war. Von seinem Erleben erzählt ergreifend sein Tagebuch, das nach seinem frühen Tode zu Beginn des ersten Weltkrieges von Dr. P. Scharpff unter dem Titel „Mit der Seele erschaut“ herausgegeben worden ist.

Damals hat uns Dr. Rösch im Ägyptischen Museum herumgeführt, das freilich zu jener Zeit noch nicht die Funde aus dem Grabe Tutenchamuns aufwies. Etwas davon bekamen wir erst bei unserem späteren Besuch zu sehen.

Hatten wir in Kairo noch in tüchtigen Regengüssen Wasser von oben bekommen, so ging es nun bald mit der Bahn am Nil entlang in die Gegend, wo zwar unendlich viel Wasser aus dem Stausee oberhalb Assuans herabfloß, aber nur ein einziges Mal im gan-

zen Winter einige Tropfen Regen fielen, die als etwas Ungewohntes uns aus dem Schlaf weckten und von der Bevölkerung gar nicht gern gesehen wurden. Jetzt war die Luft ganz trocken, so daß alle durch die Hitze hervorgerufene Feuchtigkeit der Haut sofort trocknete, eine ideale Zeit im Winter, aber im Sommer so unbeschreiblich warm, bis zu 50 Grad Celsius im Schatten, daß es unmöglich war, die Sommermonate von Juli an in Oberägypten zu verbleiben; dann setzte schon von März und April an eine allgemeine Abwanderung nach Norden ein, der auch alle unsere Missionsleute bis Ende Juli folgten.

Zu eigentlicher Missionsarbeit unter den Muhammedanern kamen wir in diesem Jahr noch nicht, weil die Hauptkraft dem Studium der arabischen Sprache gewidmet war, und zwar nach dem Wunsch unseres Vorstandes vorläufig dem des klassischen Arabisch, wobei ein täglicher Umgang mit Arabern nur wenig nutzen konnte. An jedem Sonnabend, morgens früh, kam unser schweizerischer Missionsarzt zur Poliklinik, bei der bis zu 150 Kranke, Araber, Bischarin und Nubier, behandelt und vielfach an den Augen operiert wurden und meine Frau unsere kleine Medizinausgabe bedienen, manchmal auch assistieren mußte. Am Sonntag besuchten wir gern den Gottesdienst der evangelischen Kopten am Ort; auch nahm ich teil an einem kleinen koptischen Bibelkreis, bei dem wir, unser uns beigegebener leitender Missionar P. Edgar Schäfer und ich, namentlich einen gläubigen Eisenbahnmeister schätzen lernten, mit seiner schwarzen Frau, die uns viele Jahre später noch einmal in Haifa aufsuchte.

Außerordentlich lehrreich war mir dort der Besuch des muhammedanischen Volkspredigers Schech Girbi, der auf dem großen Kamelmarkt, der allwöchentlich in Darau abgehalten wurde, auf einem Tisch in einem regelrechten Schaukelstuhl sitzend seine Reden hielt und mehrere Abende in einem Privathaus vor großen Menschenmengen stundenlang sprach, abwechselnd mystisch-sufitische Gedichte deklamierte, die Menge zu Sprechchören unisono ermunterte, passende Geschichten mit praktischen moralischen und religiösen Anwendun-

gen erzählte, dazwischen auch Scherz machte, uns Missionare, die wir auch zuhörten, öffentlich anredete, aber ohne uns anzugreifen. Kurzum, er verstand es meisterhaft, diese des längeren Zuhörens doch so ungewohnten Leute manche Stunde hindurch gespannt zu fesseln und sogar unsere christliche Begleitung zu lauter Bewunderung der im schönsten Arabisch deklamierten Gedichte hinzureißen. Dabei wurde mir deutlich, was auch sonst mir noch manches Mal entgegentrat, daß der Araber in eigenartiger Weise in seine eigene Sprache verliebt ist, so daß tatsächlich ein gutes Arabisch eine sehr deutliche Tür zu näherem Verkehr bildet; ob freilich auch zu einem Austausch über die innersten Fragen, bleibe dahingestellt. Ja, die Begeisterung für die eigene Sprache kann einer positiven Einflußnahme geradezu entgegenstehen. Ich sprach einmal nach einem arabischen Gottesdienst einen Mann, der, anscheinend ganz erfüllt von dem Gehörten, immer wieder das eine Wort „helu“ (= süß, wunderbar) aussprach. Als ich ihn dann fragte: „Hast du denn verstanden, was der Prediger gesagt hat?“, kam die Antwort: „Aber nein, mein Herr, wie könnte ich Hocharabisch verstehen? Ich bin doch ein einfacher Bauer. Aber es war süß, süß, süß!“

Dieser Volksprediger Schech Girbi kam auf unsere Einladung in jenen Tagen auch in unser Haus, wo meine Frau ihm Tee und Biskuits vorsetzte und nach unserer Gewohnheit die Hand bieten wollte. Da verbarg er schleunigst seine Hand im Ärmel seines langen Gewandes und reichte sie so meiner Frau. Durch die unmittelbare Berührung mit der Hand einer Frau hätte er nämlich für die Vollziehung des Gebets „unrein“ werden können und sich erst durch ein Vollbad reinigen müssen, was mit Schwierigkeiten verbunden war. Ein typisches Bild jener Gesetzesfrömmigkeit, trotz seiner sufitischen Gedanken!

In Assuan erlebten wir bei einem der großen religiösen Volksfeste „Mulid“ auch eine Vorführung der heulenden Derwische, die, im Kreise sich anfassend, unter einförmiger, aber betäubender Musik durch Heulen, Hochspringen, Biegen des Körpers vorwärts

und rückwärts, nach rechts und nach links mit dem immer rascheren Ruf: „Ja allah“ (= o Gott!) sich in Raserei zu versetzen suchen, bis hier einer und dort einer bewußtlos zusammenbricht und damit, seiner natürlichen Sinne beraubt, als von der Gottheit besessen gilt. Das ist unzweifelhaft aus dem Heidentum eingedrungen, wie ja Ähnliches in vielen Religionen sich findet, auch in verfeinerter Form bei den muhammedanischen Mystikern, so auch bei den „tanzenden“ Derwischen, die sich auf den feinsinnigen Dschelaled-din-Rumi zurückführen. Ich kann es mir nicht versagen, von diesem Mann ein sehr schönes Wort anzuführen, das ich aus Tholucks „Blütenlese morgenländischer Mystik“ kannte und einstmals über der Diakonissenschule in Neuendettelsau geschrieben fand: „Nur wenn das Wissen von dir selber dich befreit, nenn' ich die Weisheit besser als Unwissenheit.“ Wie weit ist solch ein Wort von jenem Wahnsinn der heulenden Derwische entfernt! Und doch ist die Wurzel von beiden nicht so weit geschieden: Frömmigkeit und Gottwohlgefälligkeit durch eigenes Werk.

In diesem Darauer Winter waren wir an den Sonntagen oftmals in Assuan zu Missionskonferenzen. Dabei hatte ich dann manches Mal den deutschen Gottesdienst für unsere Missionsleute und deutschsprechenden Kurgäste zu halten, soweit sie neben dem guten Klima und den Sehenswürdigkeiten des Landes auch das Wort Gottes suchten. Nachts fanden häufig Versammlungen für Hotelangestellte statt, die oft gut besucht wurden, zu Weihnachten von etwa 70 Personen. Im Juni, mit der Urlaubsreise nach Palästina, fand diese unsere Arbeit in Ägypten ein rasches Ende, weil der Kriegsausbruch am 1. August 1914 uns in Haifa überraschte und eine Rückkehr auf die Missionsstation unmöglich machte.

Freilich wünschte der örtliche Leiter unserer Mission, der von seiner Urlaubsreise in Syrien nach Ägypten geeilt war, unsere schleunige Rückkehr, in der Annahme, daß wir auf unseren Stationen in Oberägypten, wie man hoffte, kurzen Verlauf des Krieges abwarten könnten. Man sagte uns in Haifa, auch auf dem

deutschen Konsulat, Ägypten gehe selbstverständlich mit den Engländern zusammen; man werde uns, wenigstens mich, deshalb internieren, wie es schon vielen Deutschen aus Ägypten ergangen war. Aber die telegraphische Aufforderung unseres Missionsleiters, zu kommen, lag vor, und so entschlossen wir uns, im Glauben an des Herrn Führung, zu gehorchen, packten unsere Sachen so, daß wir uns auch trennen konnten, teilten den Rest unseres Geldes und begaben uns auf das Schiff, jede Stunde gewärtig, von Engländern aufgegriffen zu werden. Das geschah aber nicht. Wir kamen unangefochten bis Port Said, sahen dort im Hafen wohl zwanzig oder mehr deutsche Schiffe, die in einen neutralen Hafen geflüchtet zu sein hofften, aber nun von den Engländern festgehalten und schließlich ebenso wie die gleiche Anzahl von Schiffen in Alexandrien beschlagnahmt wurden. Schon die Hafenkontrolle durch die englischen Beamten offenbarte uns die Sachlage. Wir wurden als Deutsche zuletzt abgefertigt, körperlich auf das genaueste untersucht, alles Schriftliche, auch die täglichen Kriegstelegramme der Deutschen Botschaft in Konstantinopel, die wir in Abschrift bei uns hatten, uns abgenommen. Wir konnten aber nach Kairo weiterfahren, wo wir die anderen Missionsgeschwister trafen. Zugleich hörten wir, daß vom selben Tage an Ägypten im Kriegszustand mit Deutschland sich befinde, der deutsche Generalkonsul abgereist sei und wir unter ständiger Polizeiaufsicht ständen und in keinem Fall uns dem Bahnhof nähern dürften.

Die amerikanischen Missionsleute und unser Schweizer Arzt versuchten, ob es möglich sei, für die vermeintlich kurze Zeit des Krieges uns formell einer amerikanischen Mission zu unterstellen, damit wir im Lande bleiben könnten. Aber die schon jetzt verbreiteten Nachrichten über die angeblich von Deutschen an Engländerinnen in Deutschland und in Belgien an der Zivilbevölkerung verübten Greuel verhinderten die Verwirklichung dieses Planes. Wir bekamen jedoch ein Schreiben von den englischen Behörden für ungehinderte Heimreise auf einem italienischen Schiff und konnten uns mit dem Rest unserer Missionsarbeiter

sieben Frauen und zwei Männern, auf einem sehr miserablen, alten italienischen Schiff im Zwischendeck einschiffen. Wir fuhren in das von englischen und französischen Kriegsschiffen durchsetzte Meer hinaus, aber wieder ohne unangenehme Begegnungen. Die Fahrt war wenig schön, die See unruhig, so daß die meisten unter uns seekrank wurden; der Raum unter Deck unerträglich, weshalb wir die Nächte an Deck auf Liegestühlen verbrachten; die Kost, soweit wir fähig zum Essen waren, sehr gering. Das Eßgerät, einfache Blechschüsseln, mußte mit kaltem Seewasser von unseren Frauen gereinigt werden, desgleichen die eigene Wäsche; dazu froren wir gewaltig, zumal wir ja die Hitze Assuans hinter uns und fast nur leichte Sommerkleider in den Urlaub mitgenommen hatten. Wir entschlossen uns deshalb, schon in Neapel an Land zu gehen, fanden einen in der 1. Klasse reisenden hochgestellten, sehr freundlichen Herrn, der bei der Quarantäne für uns bürgte, so daß wir als Deckpassagiere nebst unserem Gepäck uns nicht der wegen Pestgefahr angesetzten fatalen Desinfektion zu unterziehen brauchten. Nun konnten wir, meist schwer erkältet, wieder europäischen Boden in dem damals noch neutralen Italien betreten und die ersten deutschen Zeitungen seit dem Kriegausbruch in die Hände bekommen.

Bei meiner lieben Mutter in Groß-Lichterfelde kamen wir ganz unerwartet an. Ich konnte in der mir wohlbekannten Gemeinde ein Hilfspredigeramt übernehmen, bis ich am 1. Advent an einer Bronchitis erkrankte, die in Nachwirkung der früheren Krankheiten und Erkältungen so schwer wurde, daß ich fast ein Jahr zu Bett lag. Als Genesung eintrat, kam eines Tages ein Unteroffizier des Gardeschützenbataillons zu mir mit der Bitte, ihm und einigen Kameraden eine Gelegenheit zu verschaffen, wo sie miteinander die Bibel lesen könnten. Platz dazu gab es im Hause, in dem meine Mutter wohnte, und so entstand dort ohne mein Zutun eine kleine, uns herzlich erfreuende Soldatenheimarbeit mit dem wichtigen Zentrum biblischer Verkündigung. Unter den Besuchern war ein Landsturmann mit dem für ihn ganz unzutreffenden Namen:

Ungeraten, eine besonders wertvolle, die Kameraden und uns anziehende Persönlichkeit. Seine Kameraden haben uns mehrfach erzählt, wie sie in den gefährlichen Kämpfen auf dem Hartmannsweilerkopf die Nähe dieses tief und fest im Herrn verankerten Mannes aufsuchten, weil sie den von ihm ausgehenden Frieden spürten.

Dienst an Soldaten im Orient

Diese kleine Arbeit wurde der Anlaß, daß der im Sommer 1916 auf Urlaub in der Heimat weilende Pfarrer Hermann Kieser, ein alter Freund von mir aus der Studentenarbeit und damals Oberleiter der deutschen Soldatenheime in der Türkei, zu uns nach Lichterfelde kam und uns, als Leute, die den Orient kannten, aufforderte, in Janikoi bei Konstantinopel die Leitung des großen Marineheims zu übernehmen. Wir folgten der Aufforderung und langten Ende Juli im Heim an, wo wir für unsere „blauen Jungs“ von der „Goeben“, „Breslau“ und den kleineren Formationen zu sorgen hatten. Ein frohes, heiteres Leben spielte sich in dem schönen, unmittelbar am Bosphorus gelegenen Haus ab. In seinen gemütlichen Räumen konnten unsere Gäste Kaffee trinken, Abendbrot essen, Vorträge hören, Spiele machen und auch von der Terrasse aus ihre Bäder nehmen. Allabendlich hatten wir Abendandachten, zu denen eine kleine Anzahl regelmäßig kam, später erheblich mehr, als der von allen sehr geschätzte Botschaftspfarrer Graf Lüttichau sie hielt, der nachmalige Vorsteher des Diakonissenhauses in Kaiserswerth. Er war den Männern schon während der Gallipoli-Kämpfe nähergetreten und verstand es in wunderbarer Weise, zu den einzelnen Leuten ein ganz persönliches Verhältnis zu gewinnen, auch dadurch, daß er bei seiner Urlaubsreise Vermittler für Grüße und Liebesgaben an die Ihren und wiederum von den Ihrigen zu ihnen wurde.

Mir ist ein Erlebnis mit einem Maat noch sehr bedeutsam gewesen, mit dem ich oft Schach gespielt und auch ernste Unterhaltungen über innere Fragen geführt hatte. Es fiel mir auf, daß er meiner an die Allge-

meinheit gerichteten Einladung zu den Abendandachten niemals Folge leistete. Als wir Janikoi verließen, habe ich nach der Andacht, als er wirklich den Abschied bedauerte, ihn gefragt, warum er denn niemals zu den Andachten gekommen sei; ich sei doch dort kein anderer als bei unseren ernstesten Gesprächen. Er erwiderte, das dürfe er nicht, weil sein Vater aus der Kirche ausgetreten sei und er also auch nicht der Kirche angehöre. Ich setzte ihm dann auseinander, daß zum Besuch der Andacht doch kein kirchlicher Ausweis nötig sei; es kämen doch auch Leute aus Freikirchen und anderen Kreisen. Da bedauerte er aufrichtig sein Fernbleiben und schrieb uns bald nach Bagdad, mit welcher Freude er nun bei unseren Nachfolgern an den Andachten teilnähme. Ein bedeutsamer Beitrag dazu, welche Folgen und seelischen Nachwirkungen solch ein Schritt der Eltern bei feinfühlenden Menschen auslösen kann.

Als nach dreimonatiger Wirksamkeit in Janikoi ein Soldatenheim in Bagdad, im äußersten Südosten unserer Front, eingerichtet werden sollte, beschloß man, meine Frau und mich dorthin zu senden, indem ich gleichzeitig zum Felddivisionspfarrer für die deutschen Truppen bei der 4. Osmanischen Armee ernannt wurde. Der Abschied von unseren lieben Matrosen, deren Ausfahrten zum Minensuchen oder anderen Unternehmungen in das Schwarze Meer wir oftmals mit bangem Herzen verfolgt hatten, wurde uns ordentlich schwer. Und auch ihnen tat es aufrichtig leid, als sie auf ihrem Motorboot, dem sogenannten Musch, uns und unser Gepäck an den asiatischen Bahnhof Haidarpascha brachten, von wo die Reise ostwärts gehen sollte.

Als ich auf der Militärmission, der ich nun unterstellt war, nach dem Reiseweg und den sonstigen Reiseumständen fragte, kam die Antwort: „Darüber können wir Ihnen selbst nichts sagen. Wir setzen Sie zunächst bis Aleppo in Marsch; dort wird man Ihnen die weiteren Möglichkeiten mitteilen.“ Im übrigen wurde ich noch zum Transportführer für drei katholische Schwestern, Benediktinerinnen, ernannt, die für ein katholisches Soldatenheim in Mosul bestimmt waren und von

einem katholischen Geistlichen am Bahnhof Haidarpascha meiner Obhut übergeben wurden, allerdings dann für die mehrtägige Eisenbahnfahrt in einem besonderen Abteil untergebracht waren. Ich hatte nur einige Male auf den Stationen mich nach ihnen umzusehen und sie in Bosanti am Taurus, wo unsere Bahnfahrt zunächst aufhörte, in unser evangelisches Soldatenheim zum Übernachten zu geleiten. Dort waren sie schon erheblich zugänglicher, aßen mit uns zu Abend und nahmen an unserer Andacht teil, fuhren dann mit uns zusammen auf einem deutschen Lastauto, weil dieses Stück der Eisenbahn noch nicht fertiggestellt war, über das Taurusgebirge durch die sogenannte Zilizische Pforte. Dort oben lag, leider an einem ungemein malariaverseuchten Platz auf der Höhe, in Tschamallankhan, die deutsche Kraftfahrerabteilung, die den Verkehr in der Gegend von Tarsus, dem Geburtsort des Paulus, versah. Hier war in einem kleinen Soldatenheim ein prächtiger Unteroffizier, Baseler Missionar aus Borneo, der uns für unseren kurzen Aufenthalt versorgte, bis die Fahrt für eine kleine Strecke wieder in der Eisenbahn fortging bis nach Mamuret, wo wir etwa um Mitternacht eintrafen. Von dort aus ging es wieder mit dem Lastauto weiter, diesmal über das Amanusgebirge bis Islahija, wo wir die Eisenbahn nach Aleppo zu erreichen hatten. Diese Reise, bei der die Beförderungsmittel mehrfach wechselten, war immerhin mit ziemlichen Umständen verbunden, da wir ja viel Gepäck hatten. In Islahija wurde uns die Bedeutung unserer Soldatenheime sehr deutlich, als wir um Mitternacht in größter Finsternis den Weg über die Eisenbahnschienen stolperten, um zu dem Soldatenheim zu gelangen, das ganz dunkel dalag. Wir klopfen den Leiter, Pastor Zilz, der später Leiter des Diakonissenhauses Miechowitz wurde, aus dem Schlaf. In rührender Selbstverständlichkeit bereitete er uns Kaffee und allerlei Eßbares und sorgte am nächsten Tag für glückliche Weiterfahrt über die herrlichen Berge des Amanus, die das Schlachtfeld der von Alexander dem Großen geschlagenen Schlacht bei Issus begrenzen.

Noch im Laufe des damaligen Krieges sind diese beiden Eisenbahnstrecken, die in Tunnels den Taurus und den Amanus überwinden, von deutschen Ingenieuren fertiggestellt worden, und bei späteren Reisen konnten wir erst die Arbeitszüge und zuletzt die Vollbahn benutzen.

In Aleppo trafen wir eine schöne Soldatenheimarbeit unter Leitung des Pastors Dr. P. Berron und seiner Frau an, des späteren Direktors des Elsässischen Hilfswerkes für die Armenier; auch die Kaiserswerther Diakonissen hatten eine blühende Schule am Ort, in deren Halle ich meinen ersten gut besuchten Feldgottesdienst mit Abendmahlsfeier halten konnte.

Von Aleppo konnte man damals auf der Reise nach Bagdad zunächst mit der Bahn bis zum Ende der fertiggestellten Strecke bis Ras el-ain weiterfahren, wo der Tell Halaf liegt, die Stätte der Ausgrabungen des Barons Max von Oppenheim, und von dort mit Lastautos in dreitägiger Fahrt bis Mosul am Tigris gelangen, dicht bei dem Ninive des Altertums; oder man fuhr nur bis Dscherabla am Euphrat, von wo ein deutsches Flußschiffahrtskommando unter Leitung des Kapitanleutnants von Mücke — von der Mannschaft der „Emden“ — die Fahrt auf dem Euphrat auf den sogenannten Schaghtaris, Fährbooten im Stile der uns bekannten Arche Noah unserer Kinderzeit, in die Wege leitete. Wir wählten ebenso wie die Benediktiner-schwestern, die noch vor uns aufbrachen, die Reise über Mosul, warteten, bis die entsprechenden Autos für Ras el-ain angemeldet waren, und gingen dann auf die Weiterreise. Zweimal mußten wir in Zelten übernachten; dann kamen wir endlich wohlbehalten in Mosul im Offiziersheim an.

Auf der deutschen Etappe des Ortes, die kurioserweise von einem österreichischen Fähnrich mit deutscher Offiziersmütze, im übrigen aber von einem sehr gewandten und sprachlich bewanderten früheren Museumsabgeordneten in Persien geleitet wurde, wies man uns an, zu warten, bis das Fahrzeug zur Weiterreise auf dem Tigris fertiggestellt sei: ein Kellek, das ist ein Floß aus 300 aufgeblasenen Hammelhäuten, auf die —

nach uralt mesopotamischer Weise — Holzplatten aufgelegt und ein kleines Hüttchen aus Reisig aufgebaut werden.

In dieser Zeit erkundigte ich mich nach evangelischen Syrern und Armeniern, da etliche unserer christlichen Freunde in Kurdistan aus Mosul stammten. Wir lernten einige von ihnen kennen, darunter einen Lehrer, der mich bei einem späteren Besuch zur Predigt in englischer Sprache, die er verdolmetschte, und zur Taufe von einigen jungen Leuten aufforderte, die infolge der Verhältnisse noch nicht getauft waren.

Die mir anbefohlenen Benediktinerschwestern hatten inzwischen schwere Erfahrungen gemacht. Um der ersten Erkrankung einer bereits in Mosul anwesenden Schwester willen waren sie uns aus Aleppo vorausgeeilt, hatten eine sehr mühevollen Reise gehabt und waren bei der Ankunft in Mosul einem Leichenzug begegnet, mit Deutschen im Gefolge, darunter zwei ihrer Ordensschwestern. Voller Schrecken glaubten sie, die dritte Schwester, um deren Erkrankung willen sie so geeilt hatten, sei gestorben. Ihre Bestürzung wurde noch größer, als sie erfuhren, es handele sich um den deutschen Weihbischof, der die Gründung des Mosuler Soldatenheims betrieben hatte. Zu ihrem Glück nahm sich der deutsche Konsul sehr treu ihres Anliegens an, so daß das Soldatenheim bald in guten Stand kam.

Inzwischen war unser Fahrzeug fertig geworden, unser Gepäck, allerlei Kisten mit Waren für das Soldatenheim, Rauchwaren, Zahnpasten und vieles andere, dazu die erste große Postsendung in vielen Säcken und einige Fässer Fliegerbenzin auf ihm verstaute, für uns ein Koch, der sich allerdings als sehr minderwertig herausstellte, ein kleines Herdchen aus Lehm und ein Sack mit Holzkohlen besorgt, Feldstühle dazu, und so ging die Reise an: zehn Tage und Nächte, ohne Aussteigen, waren wir auf diesem Floß unterwegs.

In Mosul befindet sich eine Brücke über den Tigris und dann erst wieder in Bagdad, dazwischen gibt es keine feste Verbindung zwischen beiden Ufern; Schiffe können wegen der zahlreichen starken Strudel und Stromwirbel auch nicht fahren. Wer auf das andere

Ufer will, benutzt daher auch zur Überquerung des Stromes eine aufgeblasene Hammel- oder Ochsenhaut. Einmal sahen wir, wie eine Mutter mit ihrem Säugling solch ein Gerät auf dem Rücken ans Ufer trug, sich rittlings darauf setzte, den Säugling vor sich, und nun mit den Füßen an das andere Ufer ruderte. Ein anderes Mal, als wir an einem Dorf vorbeikamen, erblickten wir von fern, wie ein alter, weißhaariger Mann sich nackt auszog, irgend etwas in sein Kopftuch um den Kopf schlang und dann auf einer Hammelhaut an unser Floß heranruderte. An ihm hielt er sich fest, brachte aus seinem Kopftuch frische Bohnen zum Verkauf heraus, steckte das Geld dafür in den Mund und ruderte zurück.

Die Aufgabe unserer vier bis sechs Floßführer war es, stets dafür zu sorgen, daß das lediglich durch die Strömung rasch dahinschießende Gefährt stets eine seiner vier Ecken an der Spitze hat, auch wenn die Stromwirbel es ein oder mehrere Male umgedreht hatten. Man sagte uns, daß die Bewohner nur eines der Uferdörfer diese Kunst verstehen.

Nach Ankunft dieser Flöße in Bagdad, die entweder aus Mosul oder schon von flußabwärts, aus Dschezireh, kommen, werden sie auseinandergenommen, das spärliche Holz wird verkauft, die Häute werden ihrer Luft entleert und durch Kamelkarawanen wieder nach Norden befördert.

Unsere Reise ging ohne Aufenthalt schnell vor sich, selbst der ziemlich heftige Wind und Regen hielt uns nicht auf. Bei Regen lagen wir in der Reisighütte mit aufgespanntem Regenschirm unter Gummimänteln in unseren Feldbetten. Einige deutsche Ärzte, die den anderen Weg über den Euphrat gewählt hatten, zusammen mit einigen Rot-Kreuz-Schwestern, brauchten das Mehrfache unserer Zeit, weil ihre Fährboote wiederholt am Ufer festgelaufen waren. Diese beiden Reisemöglichkeiten muß man vor Augen haben, um zu ermessen, mit welchen Schwierigkeiten der Nachschub für unsere Truppen in Mesopotamien und Persien damals verbunden war. Eine bald danach eingerichtete Pferdewagenverbindung, quer durch die Wüste, für unsere

Feldpost brauchte von Aleppo bis Bagdad zweiundzwanzig Tage.

Die Arbeit in Bagdad ließ sich hoffnungsvoll an; leider aber nahm sie kurz nach meinem Frontbesuch vor Kut el-Amara im Februar 1917 ein rasches Ende, weil die Engländer die Türken zurückdrängten und dabei auch die türkische Front mit ihren Schiffen durchbrachen. An einem Montagabend plötzlich durchschwirrten das Heim beunruhigende Gerüchte; in der benachbarten Offiziersspeiseanstalt war nichts Näheres zu erfahren, außer daß die Offiziere zum General befohlen seien. Am nächsten Morgen früh kam eine Botschaft der uns sehr freundlich gesinnten Frau des deutschen Bankdirektors: „Geben Sie dem Boten bitte die von uns entliehenen Bettmatratzen mit, die zu unseren Feldbetten gehören und von uns mitgenommen werden müssen; alles andere von uns Geliehene lassen Sie nur stehen, wir müssen ja auch alles zurücklassen!“ Für unseren zeitweiligen Aufenthalt hatten sie uns freundlicherweise mit vielem ausgeholfen. Bei einem eiligen Gang zur nahen Bank erfuhr ich, der Direktor habe die ganze Nacht schon gepackt; unseren Arzt fand ich gleichfalls reisefertig, und bei den deutschen Etappen drängten sich die Autos in den Straßen. Dort erfuhr ich die offizielle Bestätigung: die Engländer haben die Front durchbrochen und können in wenigen Stunden in Bagdad sein; die Stadt wird geräumt, um ein Uhr mittags geht auf dem anderen Tigrisufer der letzte Zug bis Samarra. Dieses Stück Eisenbahn war eine noch unfertige Strecke der auch vom Süden aus in Bau befindlichen Bagdadbahn und führte einige Stunden Bahnfahrt in die Wüste hinein, eben bis Samarra. Uns zu benachrichtigen, hatte man vergessen, auch, wie wir später erfuhren, meinen katholischen Kollegen, der ziemlich weit südlich am Tigris wohnte. Jede Person durfte nur so viel, wie eine halbe Maultierlast ausmacht, mitnehmen, da der Marsch von Samarra aus durch die Wüste bis Mosul zu geschehen hatte. Mit dieser Schreckensbotschaft eilte ich heim. Schleunigst wurde das Nötigste zusammengepackt, auch was an Lebensmitteln vorhanden war, wie Tee, Zucker, Reis

und anderes. Da jeder seine Feldbettmatratze mitzunehmen hatte, konnte für jeden von uns beiden nur ein kleines Handkofferchen mit den nötigsten Sachen gerüstet werden.

Es war gut, daß gerade mein arabischer Sprachlehrer zu uns kam. Er konnte uns ein Ruderboot zur Überfahrt über den Tigris besorgen, wenn auch mit Mühe, da die deutsche Etappe alles beschlagnahmt hatte. Es kamen noch eine ganze Reihe unserer evangelischen Araberfreunde, die uns mit viel Abschiedstränen allerlei Lebensmittel brachten. Auf dem Bahnhof sah es unter den Palmen traurig aus: hier ein Häuflein und dort ein Häuflein auf seinen Koffern und Sachen, eine Anzahl deutscher Familien und viele Soldaten; auch der Zug stand da. Viele Tausende von Deutschen haben solche und noch erschütterndere Bilder nach dem letzten Kriege in der Heimat sehen und erleben müssen.

In Mosul wohnten meine Frau und ich inmitten unserer Soldaten in einer behelfsmäßigen Kaserne, bis die Reise in eisenbereiften Lastautos mit einem Kraftfahrtrupp durch die Wüste bis an die Gleisspitze der Bagdadbahn, damals in Helif, weiterging und dann bis Aleppo.

Nach einer Anweisung, die uns hier erreichte, sollten wir nunmehr ein Soldatenheim in Mardin in Nordmesopotamien für die dort stationierten und die von und nach Diarbekr durchfahrenden Kraftfahrer begründen.

Mardin ist wunderschön gelegen an den über das nordmesopotamische Flachland vorstoßenden Ausläufern des Turabdin-Gebirges, nach dem Süden zu fast ohne jedes Grün, mit vielen schönen, aus Hausteinen erbauten Häusern; auf der Nordseite hinter der Burg mit prächtigen grünen Gärten. Bis in den Krieg hinein war wohl der größte Teil der Bevölkerung christlich: Armenier und Syrer. Während des Krieges sind die Armenier zu Hunderten verjagt, viele, darunter auch hohe geistliche Würdenträger, zum Verhungern in die Wüste getrieben, viele von der türkischen Polizei ermordet worden. Einmal besuchten wir den Vertreter des Patriarchen der Unierten Syrer, jener

Kirche im Orient, die sich der römisch-katholischen Kirche lose angegliedert hat. Er erzählte uns, wie vor der Austreibung der Christen Hunderte seiner Kirchenglieder sich in Festkleidern auf einem neben seiner Residenz liegenden Dach versammelt hätten, um von ihm zu ihrem Todesgang gesegnet zu werden, eine Erinnerung, bei deren Wiedergabe er selber noch aufs tiefste bewegt war.

Es gab in Mardin bis in den Krieg hinein eine amerikanische Mission und eine von ihr gesammelte evangelische Gemeinde; Arzt und Schule waren am Ort. Als wir, mit uns ein uns zugesandter neuer Mitarbeiter, Maat von der „Hohenzollern“, im Zivilberuf Major der Heilsarmee, Gustav Schade, dort eintrafen, waren nur noch drei Missionarinnen am Platz, darunter eine Schweizerin.

Die deutsche Etappe versuchte, uns ein Haus für das Soldatenheim von dem türkischen Stadtkommandanten zu besorgen; aber trotz immer erneuter Aufforderungen verging ein Tag nach dem anderen und eine Woche nach der anderen, ohne daß die Türken ein Haus bereitstellten. Da besann ich mich auf meine früheren Erfahrungen mit den Orientalen, die gewöhnlich auf solche militärischen Forderungen mit passivem Widerstand antworten. So ging ich selbst zum Kommandanten, mit dem ich ja in Türkisch mich unterhalten konnte. Er gab zunächst seine gewohnte Antwort baldiger Erledigung. Daraufhin ging ich aber nicht fort, sondern begann eine längere Unterhaltung mit ihm über das Land und seine Heimat. Als ich erfuhr, daß er ein Kurde war, erzählte ich ihm von meinem Leben unter den Kurden und meiner Arbeit an ihrer Sprache. Dann fragte ich aufs neue wegen des Hauses und fand nun schon weit größere Bereitwilligkeit. Darauf begann ich eine neue Unterhaltung über einen kurdischen Dichter, von dem ich etwas wußte. Jetzt wurde er lebendig, versprach, mir eine Handschrift mit dessen Gedichten zu schicken und mich aufzusuchen. Und das Ergebnis war, daß wir am nächsten Tage ein schönes Haus besaßen, das wir mit Möbeln und Hausrat, Leihgaben der amerikanischen Missionarinnen, ausstatteten, so daß wir

die Arbeit beginnen konnten. Der Verkehr mit der Mission und ihrer kleinen Gemeinde blieb weiter rege; ich habe auch dieser kleinen Schar mit der Verkündigung dienen können, habe Kinder getauft und heiliges Abendmahl gehalten, zum ersten Male für mich in der bei diesen Amerikanern gebräuchlichen Form der Einzelkelche. Es wurde dabei ein großer Behälter mit je vierundzwanzig Glasbechern benutzt und, wie es bei diesen strengen Alkoholgegnern Brauch war, mit alkoholfreiem Traubensaft gefüllt.

Einmal hatte ich eine Dienstfahrt in den Norden zu machen, über Diarbekr nach Arghana Maden, einem Kupferbergwerk, wo ein deutsches Kommando die Kupfervorräte abzubefördern hatte. In Diarbekr, der schwarzen Stadt, dem Amida des Altertums, war ich im österreichischen Offiziersheim einquartiert, besichtigte das Haus der von unserer Lepsiusschen Orient-Mission früher einmal unterhaltenen armenischen Waisenanstalt und wurde schließlich von dem österreichischen Etappenkommandanten gefragt, ob „Hochwürden“ am nächsten Tage, dem Geburtstage des Kaisers Karl von Oesterreich, für seine Truppen eine „Feldmesse“ halten würde. Ich sagte, das könne ich freilich nicht, wolle ihnen aber gern einen Feldgottesdienst halten, und fragte an, ob seine katholischen Mannschaften, mehrere Kraftfahrkolonnen, dazu singen könnten, etwa: „Großer Gott, wir loben dich“ oder etwas anderes. Am nächsten Morgen erschienen alle Truppenoffiziere und Mannschaften mit grünen Zweigen an den Mützen und meldeten, Singen ginge nicht; somit habe ich nur eine Ansprache gehalten über das Wort, das mir damals, im Sommer 1917, wohl nahelag (Ps. 68, 20): „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.“

Am nächsten Tage ging mit einem mir um dieses Feldgottesdienstes willen zugesagten Lastauto die Reise weiter nach Norden. Halbwegs traf ein anderes Auto vom Kupferkommando ein, und meine Österreicher warteten, bis ich vom Bergwerk zurückkam. Der Besuch in Arghana Maden war recht erfreulich; ich fand eine schöne Kameradschaft zwischen Offizieren und Mannschaft und große Willigkeit, einen Vortrag zu

hören und an der nachfolgenden biblischen Andacht teilzunehmen.

Nach meiner Rückkehr zu meinen Österreichern fragte ich sie, ob sie auch etwas zu essen gehabt hätten; sie antworteten: „Wir haben uns halt eine Eierspeis' gemacht, vierunddreißig Eier!“

In Diarbekr habe ich später noch den wenigen übriggebliebenen Armeniern in Versteck und Ruinen eine Andacht gehalten und zwei syrische Kinder, deren Eltern getötet worden waren, zu ihren Verwandten nach Mardin mitgenommen. Als Offizier hat mich kein Türke dabei belästigt. Sonst war diesen unglücklichen Menschen aller Verkehr von Ort zu Ort verboten.

Wenn ich diese Zeit von Juli 1916 bis Mai 1918, in der ich Soldatenheimleiter und Feldgeistlicher war, noch einmal überblicke, so kann ich nur sagen: sie war mir nach vielen Richtungen wertvoll. Sie brachte uns mit neuen Menschen in Berührung, oft sehr tüchtigen und interessanten Leuten, mit manchen prachtvollen Offizieren und Mannschaften etwa der Schiffe „Goeben“ und „Breslau“, sowie in Bagdad mit den klugen und tüchtigen Forschern der Assur- und Babylongrabungen, die, weil des Landes und Volkes und meist auch der Sprache kundig, außerordentlich geeignete Etappenoffiziere waren. Die Zeit in Bagdad brachte mir auch meinen einzigen Besuch in der vorderen Front, wo ich bei Funkern und Fliegern wohnte und die zu ihren Quartieren gehörigen Fliegerschutzgräben kennenlernte. Einmal fand ich mein Unterkommen im Feldlager des Pascha. Bei einem Luftkampf an diesem Frontabschnitt unmittelbar über unseren Häuption wurde einer unserer guten Bekannten aus dem Soldatenheim abgeschossen, während ich gerade in einem gedeckten Graben einen Feldgottesdienst hielt.

Daß mein Verhältnis zu dem katholischen Militärpfarrer, der schon vor mir in Bagdad sich befand und ein aufrichtiger, frommer Franziskanermönch war, sich von Anfang an äußerst harmonisch gestaltete, war mir besonders wertvoll. Wir haben uns gegenseitig auf kranke Soldaten unseres Bekenntnisses aufmerksam gemacht, predigten abwechselnd vor Evangelischen und

Katholiken, ohne daß ein Trennungsstrich gemacht wurde, wirkten bei dem Gottesdienst zu des Kaisers Geburtstag gemeinsam mit, wobei er, bezeichnenderweise ohne eigene deutsche Bibel, aus meiner Lutherbibel ein Schriftwort verlas. Dies gute Verhältnis war, wie man uns sagte, für die Soldaten besonders eindrucksvoll. Als sehr schöne Zugabe zu diesem Militärpfarramt empfand ich es, daß ich in Bagdad und Mosul, später auch in Mardin und Diarbekr in Erinnerung an die frühere Waisenhausarbeit in Persien auch den einheimischen Christen, Armeniern und Syrern, dienen konnte. In Bagdad fanden wir rasch den Anschluß an die damals pfarrerlose kleine evangelische Gemeinde der Syrer, der ich dann mehrfach in englischer Sprache das Wort Gottes verkündigt habe; auch Taufen und Abendmahlsgottesdienst konnte ich in ihr halten.

Beirut

Wie in meinem ganzen bisherigen Leben habe ich auch in der Berufung an deutsche Auslandsgemeinden geglaubt, einen deutlichen Ruf des Herrn zu erkennen. Im Sommer 1917 hatte unsere Soldatenheimarbeit in Mardin, Nordmesopotamien, ihr Ende erreicht, nicht ohne sehr schmerzliche Erfahrungen zum Schluß. Wir gingen nach diesem Jahr Soldatenheimarbeit in der Türkei auf Urlaub, den ich von der deutschen Militärmission in Konstantinopel, meine Frau von der dortigen obersten Sanitätsbehörde erbat und erhielt. Auf der Reise machten wir in Aleppo einige Tage Station im Offiziersheim bei unserem guten Freund Pastor Dr. Berron, dem Leiter des dortigen Soldatenheims. Bei ihm trafen wir den bisherigen Pfarrer und Militärgeistlichen aus Beirut, Pastor P. Kunze, der eben nach jahrelangem Dienst endgültig in die Heimat zurückkehrte. Er schaute nach einem Nachfolger für die Beiruter Zivilgemeinde und zugleich für das von ihm versehene Amt des Feldgeistlichen für Beirut, Damaskus und Aleppo aus. Er forderte mich dringend auf, diese Doppelaufgabe zu übernehmen, und versprach,

bei den Berliner Behörden sich dafür zu bemühen. Ich sagte zu, weil mir eine Lösung aus dem Verband der deutschen Irak-Gruppe nach den vorangegangenen Ereignissen sehr erwünscht und mir auch eine dauernde Arbeit im milden Klima Beiruts durchaus willkommen war.

So reisten wir ihm denn bald in die Heimat nach und konnten bei Zivil- und Militärbehörden alles nach Wunsch regeln. Die neue Ausreise allerdings vermochten wir erst mehrere Wochen später, kurz vor Weihnachten, anzutreten, da mich wiederum eine Bronchitis, verbunden mit Furunkulose, heimsuchte und eine Verlängerung unseres Urlaubs erzwang. Bei der Reise zunächst nach Konstantinopel fuhr ich als Offizier im Balkanzug im Schlafwagen 1. Klasse, meine Frau aber als Soldatenheimschwester in der 2. Klasse, von wo sie mich nur aufsuchen durfte, um meinen Furunkel zu verbinden, bis es uns gestattet wurde, einen in Belgrad frei gewordenen Bettplatz auf unsere Kosten zu nehmen, so daß sie zu mir übersiedeln konnte. In Konstantinopel kam ich gerade recht zu den mancherlei Weihnachtsfeiern für die dortigen Truppen; am Heiligen Abend zuerst in der Etappe, dann im Dunkeln im Boot über den Bosphorus zur Artillerie in Moda, wo wir einen Gottesdienst im Freien mit großen Tannenbäumen und Fackeln an den Kanonen hatten, leider bei etwas Regen. Dann aß ich mit den Offizieren, verbrachte eine recht kalte Nacht in einem Quartier und hatte am ersten Feiertag zwei große Feldgottesdienste, in einer Baracke und in einer Kaserne. Nach der Rückfahrt über den Bosphorus nach Galata mußte ich mich allerdings zu Bett legen, war aber doch sehr dankbar für den Dienst, den ich hatte tun können. Nach einigen Tagen ging die Fahrt nach Aleppo weiter, nachdem die gerade herrschende bittere Kälte gewichen war, die einigen türkischen Soldaten im Eisenbahnzuge den Tod gebracht hatte.

In Aleppo kamen wir wohlbehalten an und reisten bald weiter, sehr freundlich von den Kaiserswerther Schwestern versorgt. Wir fuhren mit einem Militärzug, der hauptsächlich Artillerie beförderte; unsere

Koffer mußten bei den Geschützen auf den offenen Wagen stehen. Die Fahrt ging bis zu dem Knotenpunkt der Eisenbahn und dem Fliegerlager Rejak in der Beka-Ebene (Cölesyrien). Wir mußten bei sehr bösem Wetter noch eine Wegstrecke auf den Schienen wandern und fanden endlich das Offiziersheim, wo wir für die Nacht unterkamen, allerdings in Kabinen, deren Wände nur halbhoch waren, und deren Betten schon manchen Gästen, ohne neu bezogen zu sein, gedient hatten. Aber es war doch ein Dach über unserem Haupt, für das wir dankbar waren. Am nächsten Morgen konnten wir die Kleinbahn bis Muallaka-Sachle, am Fuße des Libanon, benützen, fuhren stolz 1. Klasse auf schönen Fensterplätzen, während neben uns das ganze Abteil mit Granaten in Körben angefüllt war, eine nicht gerade behagliche Nachbarschaft bei den häufigen Fahrtstörungen. Wir trafen jedoch wohlbehütet in Muallaka ein, gingen dort in ein kleines Eisenbahnhotel, das uns in Erinnerung ist, weil das Zimmer unverschließbar war und man seine Stiefel dadurch vor Diebstahl schützen mußte, daß man die Füße der Bettstellen in sie hineinstellte. Am nächsten Morgen sollte das erste Lastauto wieder über den schwer verschneiten Libanon nach Beirut fahren und uns mitnehmen; es kamen noch eine arabische Schwester, die früher in einem Kaiserswerther Haus tätig gewesen war, und ein Offizier mit auf diese eisigkalte Fahrt, die uns mit großer Mühe, um des Schnees willen mit Eisenketten unter den Rädern, auf die Höhe des Gebirges bei Ain-Sofar brachte, von der aus wir das wundervolle blaue Mittelmeer und Beirut liegen sahen. Dann ging es in zahllosen Schleifen und Windungen in einer herrlichen Fahrt zu Tal, bei der es immer wärmer wurde, so daß wir die Landschaft mit ihren Orangen- und Bananenhainen voll genießen konnten.

In Beirut, das damals etwa 250 000 Einwohner hatte, führte uns das Lastauto in seine Garage, von wo wir in einem rasch gemieteten zweirädrigen Karren unser Gepäck in das Pfarrhaus neben dem in herrlichem Garten gelegenen Johanniterhospital schaffen lassen mußten. Sehr bald auf der Straße kam ein alter Araber

mit rotem Tarbusch auf uns zu und fragte in Deutsch: „Sie sind gewiß unser neuer Herr Pastor!“ Es war der langjährige Portier des Krankenhauses, Chalil. Er führte uns weiter, vorüber an dem deutschen Hotel „Metropol“ Blaich-Unger, wo er uns gleich mit Herrn Jakob Unger bekannt machte; dieser wollte uns sofort dabehalten und lud uns auf unsere Ablehnung hin dann wenigstens zum Abendessen ein. Das war ein un-gemein lieber Empfang von dieser Familie, mit der wir bis zuletzt eng verbunden geblieben sind. Im Jo-hanniterhospital begrüßten uns die Schwestern sehr warm; Schwester Anna Zorn ging gleich mit uns ins Pfarrhaus nebenan und bezog die Betten für uns. Die notwendigsten Möbel hatte die Gemeinde von dem ab-ziehenden Pfarrer übernommen. Und so war unser An-fang auf das schönste und wohlthundeste vom Herrn geführt und vorbereitet.

Die Gemeinde, die bis 1875 ursprünglich als eine ge-mischt französisch-schweizerisch-deutsche unter dem Protektorat des preußischen Konsuls gegründet worden war — während die Katholiken im mittleren Osten unter dem Schutz Frankreichs standen —, hatte als ersten Pfarrer einen von König Friedrich Wilhelm IV. be-rufenen Pastor Krämer gehabt, der aus der franzö-sischen Gemeinde in Berlin stammte und in franzö-sischer Sprache predigen konnte. In dieser Sprache mußten die Gottesdienste auch weiter gehalten werden, weil sie alle Beiruter Protestanten verstanden. All-mählich nahm der deutschsprechende Teil der Ge-meinde jedoch zu, so daß später mehr Gottesdienste in deutscher Sprache eingerichtet werden mußten und schließlich, als wir ankamen, nur noch in Deutsch ge-predigt wurde. Auch die Schule der Kaiserswerther Diakonissen, die seit dem Drusenaufstand und Gemet-zel von 1860 ein Waisenhaus und eine höhere Schule hatten, wurde in französischer Sprache geführt, weil die besser gestellten Araber, Christen wie Muhamme-daner, alle Französisch sprachen und das auch für ihre Kinder wünschten. Diese Einheit der französisch-deut-schen Gemeinde wurde durch den Krieg 1870/71 nicht zerbrochen, wohl aber durch den Krieg 1914/18. Es

waren sehr wenige Franzosen dort geblieben, und als dann 1918 die Engländer und Franzosen Beirut besetzten, nahmen sie das Diakonissenhaus, in dem noch eine Anzahl von Schwestern mit Waisenkindern zurückgeblieben waren, das Johanniterkrankenhaus, das ebenfalls nach dem Drusenaufstand gegründet worden war, nach unserem Abschied von 1920 auch das schöne Pfarrhaus in ausschließlichen Besitz und beanspruchten auch den protestantischen Friedhof für sich. Das war mir, der ich seit 1921 von Haifa aus mit der Betreuung des kleinen, verwaisten deutschen Gemeindeteils beauftragt wurde, eine schmerzliche Erfahrung.

Zunächst fing im Januar 1918 ein sehr schönes Leben mit der durch den Krieg klein gewordenen Gemeinde an; zu ihr gehörten zwei Anstalten mit einer größeren Zahl Diakonissen, die es ebenso wie ich wohl als sehr wertvoll empfanden, daß ich durch meine dreijährige Arbeit am Diakonissenhaus in Stettin mit der geistlichen Betreuung von Schwestern vertraut war. So war dieses Zusammenleben mit ihnen eine rechte Freude und Hilfe für uns. Unsere Gottesdienste fanden seit alters in der geräumigen Kapelle des Diakonissenhauses statt, an das auf Kosten der Gemeinde seinerzeit ein kleiner Glockenturm angebaut worden war.

Der Sommer 1918 verging noch ziemlich ruhig; wir konnten sogar einige Wochen in dem Erholungsheim der Schwestern in den Vorbergen des Libanon verbringen, erlebten dort allerdings eine erste, wenn auch wirkungslose Beschießung Beiruts durch ein feindliches Torpedoboot. Einmal konnten wir auch ein deutsches U-Boot im Hafen besichtigen, bis dann plötzlich im September des Jahres die Lage im Süden äußerst bedrohlich wurde. Aus Haifa im Boot geflüchtete Soldaten brachten zuerst die Nachricht vom Durchbruch der Feinde in die deutsche Front. Bald trafen auch größere Trupps deutscher Kolonisten, unter ihnen auch der Pfarrer von Haifa, Pastor Modorow, mit Wagen und Pferden, auf der Flucht nach Deutschland ein. Der deutsche Generalkonsul versammelte die deutschen Männer und eröffnete ihnen, daß sie alle mit den Frauen zusammen mit den Truppen abbefördert wer-

den könnten, wenn sie es wünschten. Da ich an die Diakonissen und eine ganze Anzahl alleinstehender Frauen der Gemeinde dachte, erklärte ich, zunächst als einziger, bleiben zu wollen. Außer mir fand sich später noch ein zweiter Mann, ein Hotelier, und schließlich noch ein dritter dazu, der glaubte, als früherer Amerikaner anerkannt zu werden, worin er sich jedoch irrte. Wir blieben also zurück, sahen mit wehmütigem Herzen unsere deutschen Soldaten und Landsleute sowie die türkischen Soldaten die Stadt verlassen und erwarteten die Besetzung der Stadt, nicht ohne Sorge, wie in der „kaiserlosen“ Zwischenzeit sich der Straßenpöbel benehmen würde. Wir hatten aber einen sehr energischen muhammedanischen Bürgermeister Omar Bei, der sofort die Polizei verstärkte und damit allen Unruhen wehrte, bis die Engländer und Franzosen einzogen, die von dem größten Teil der arabischen Bevölkerung, wenigstens den zahlreichen französisch beeinflussten Katholiken und den englisch-amerikanisch bestimmten Protestanten, mit großer Freude begrüßt wurden.

Wir hielten uns still zu Hause, wurden zunächst streng überwacht, mußten uns zeitweise täglich oder wöchentlich auf der Polizei persönlich melden und durften das Weichbild der Stadt nicht verlassen, konnten aber unsere Gottesdienste halten. Der Tag des Waffenstillstands, der 9. November, der vom frühen Morgen an mit einem gewaltigen Lärm von Schiffsirenen, Glockenläuten und Schießen gefeiert wurde, war natürlich schwer für uns. Wir empfanden es als äußerst liebevoll, daß eine gütige alte Engländerin, aus Beirut gebürtig und in der Diakonissenschule erzogen, unmittelbar nach dem Festgottesdienst zu uns kam und sagte: „Ich weiß, wie schwer dieser Tag für Sie ist, und wollte Ihnen deshalb nur die Hand drücken.“ Dieselbe Dame hat mir nach einiger Zeit, als die Engländer deutsche Kriegsgefangene in größerer Zahl zum Arbeitsdienst in ihren Autokolonnen nach Beirut brachten, die Erlaubnis erwirkt, diese regelmäßig zu besuchen und zu betreuen. So entwickelte sich neben dem Dienst an unserer zusammengeschmolzenen Gemeinde, der ich auch in mancherlei äußeren Dingen bei dem uns ver-

tretenden holländischen Generalkonsul Hotz als Mittelsmann dienen konnte, eine neue schöne Aufgabe an unseren deutschen Brüdern, die allmählich, als der Friede unterzeichnet war, immer mehr Freiheit erhielten. selbst zu Besuchen in der Stadt. Ihr Lager lag außerhalb bei den sogenannten Taubengrotten. Ich durfte sie in ihren Quartieren besuchen und bei ihnen Gottesdienste halten; schließlich konnten sie allsonntäglich mit einem von ihrer Truppe gestellten Lastauto unsere Gottesdienste in der Stadt besuchen und bis zum Abend im Waisenhaus bei den Schwestern und Kindern bleiben. Auch in das Lazarett kam ich hinein; zu Weihnachten konnten wir eine Feier für die Insassen mit allerlei Geschenken aus unserer Gemeinde veranstalten und auf ihren Wunsch einen Abendmahlsgottesdienst halten. An ihm wollten die katholischen Kameraden, die keinen deutschsprechenden Pfarrer am Ort hatten, gern teilnehmen, was mir sehr auffiel. Als ich ihnen sagte, das müßten sie mit ihrer Kirche ausmachen, traten sie zum Empfang des Brotes mit heran, aber nicht zum Genuß des Kelches, weil sie nicht aus ihrer Kirche ausscheiden wollten. Ein Stück der Una Sancta im Kriege! Daß ich auch eine Anzahl unserer deutschen Brüder zur letzten Ruhe geleitete, unter Oberleitung des sehr entgegenkommenden schottischen Feldgeistlichen, Kapitän Flemming, gehörte auch zu dieser überkonfessionellen Arbeitsgemeinschaft. Für die Katholiken wurde ein im Land ansässiger Kapuzinermönch gebeten, der seine Grabliturgie hielt, worauf ich auf Deutsch den Kameraden und der anwesenden deutschen Gemeinde das Wort vom Fürsten des Lebens sagen konnte. Dieser Dienst an unseren Landsleuten in der Fremde ist mir sehr wichtig gewesen, wie seinerzeit die mitternächtlichen Versammlungen für Hotelangestellte in Assuan und die Besuche auf den deutschen Schiffen in den Häfen. Natürlich ist das Saat auf Hoffnung, deren Frucht man sehr selten zu sehen bekommt. Unsere Gemeinden in Beirut wie später in Haifa waren gern bereit, nach Kräften dabei zu helfen, um so mehr, als wir an beiden Orten fast keine hilfsbedürftigen Armen in der Gemeinde hatten.

Auch konnten wir zu unserer großen Freude unseren alten Freunden aus der Missionsarbeit wieder nahe-treten, einerseits unserem früheren Mitarbeiter in der Orientmission, Jakob Künzler mit Familie, aus dem Waisenwerk Urfa, der viele Tausende von bedrängten und mit dem Tode bedrohten Armeniern aus der Türkei herausgerettet hatte und dann ein großes Waisenhaus, in dem zeitweise 1100 Kinder versorgt wurden, im Dienst der amerikanischen Near-East-Gesellschaft begründete, andererseits auch den ameri-kanischen Missionaren, die seit 130 Jahren eine große Missionsarbeit in Syrien betrieben, und endlich man-chen evangelischen Armeniern aus den früheren deut-schen Waisenhäusern in Marasch und anderen Orten. Ein- oder zweimal habe ich versucht, ihnen in dem fast vergessenen Türkisch das Evangelium zu verkünden. Endlich spann sich von hier aus die Verbindung zu den deutschen Gemeinden in Palästina an.

Als die Kriegszeit schon etwas zurücklag, bekam ich von französischen und englischen Behörden die Erlaub-nis, die seit Herbst 1918 verwaiste deutsche Gemeinde in Haifa zu besuchen. Das war damals, ehe die Auto-straße über den weißen Felsen an der Küste gebaut wurde, noch eine Reise von drei Tagen, mit Pferde-wagen und Reitpferd über Saida (Sidon), Tyrus und Akko. Die erste Reise trug mir in Saida eine 24stündige Einsperrung durch einen aufgeregten Offizier ein, brachte aber sonst viel Freude und Dankbarkeit in der evangelischen Gemeinde Haifa und bei den dortigen Templern. Ich habe damals mehrere Gottesdienste, Bibelstunden und Gemeindeabende abgehalten und eine Anzahl der inzwischen geborenen Kinder getauft, ohne daß wir schon ahnten, daß ich später diese Ge-meinde ganz zu betreuen und eben diese Kinder zu kon-firmieren haben würde. Auf einer zweiten Reise nach Haifa wurde für den Fall der wohl bald bevorstehen- den Auflösung der Beiruter Gemeinde unsere Über-siedlung dorthin in Aussicht genommen. Aber die dafür erbetene Erlaubnis der Regierung wurde damals nicht gegeben, weil in jener Zeit gerade, wie wir später hörten, erwogen wurde, die Deutschen ganz aus Pa-

lästina zu vertreiben. Dies geschah schließlich nicht, und zwar, wie man uns sagte, auf Verwendung freundlich gesinnter Quäker in England; und nach einem halben Jahr Wartezeit in Deutschland und in Österreich konnten wir, berufen vom Vorstand des Jerusalemsvereins in Berlin, im April 1921 als Gemeindepfarrersleute nach Haifa aufbrechen, in langer Fahrt im Frachtschiff von Hamburg aus.

Nicht unerwähnt soll die in dieser halbjährigen Zwischenzeit erfahrene freundliche Führung unseres Herrn sein. Wir waren mit den Diakonissen in Beirut heimgekehrt und waren für diese Wintermonate, in denen bereits der Verfall unserer Währung einzusetzen begann, zunächst ohne Bleibestätte. In dieser Notlage griff Graf Lüttichau, den wir ja als deutschen Botschaftspfarrer in Konstantinopel kennengelernt hatten, ein und brachte uns als Schloßpfarrersleute nach Ernstbrunn in Niederösterreich. Das prinzliche junge Ehepaar Reuss-Köstritz pflegte für den Winter alljährlich nach dem schön gelegenen, tausend Jahre alten, riesigen Schloß Ernstbrunn zu gehen und für sich, ihre Angestellten, soweit sie evangelisch waren, und die wenigen Glaubensgenossen im nahen Städtchen Ernstbrunn einen Schloßpfarrer zu berufen. Diese Aufgabe fiel also mir zu und war uns bei diesen christlich und geistig sehr angeregten Herrschaften eine Freude und Erquickung, zugleich in dem mir gesundheitlich immer schwer erträglichen nordischen Winter eine wunderbare Bergungsstätte durch die gut geheizte Wohnung im Schloß, die es mir bei rauhem Wetter zudem gestattete, innerhalb des Schlosses meinen Weg zur Schloßkapelle zurückzulegen. Die echt evangelischen Traditionen in diesem früheren Wohnsitz der Dichterin Fürstin Eleonore Reuss machten uns gerade in der Adventszeit und zu Weihnachten den Aufenthalt besonders wertvoll, ebenso wie die vielen Möglichkeiten zu mancherlei Lektüre und zu Bekanntschaften mit gebildeten Katholiken des Ortes.

Palästina

Nach unserer Rückkehr nach Berlin im Frühjahr 1921 traf die Erlaubnis der Engländer ein, im englischen Mandatsland in Haifa das Pfarramt zu übernehmen. Nach 29tägiger, um Spanien herum führender Fahrt, auf einem Frachtdampfer der deutschen Levante-Linie, kamen wir am 1. Pfingsttag in Haifa an und wurden von zwei Gemeindegliedern begrüßt, die uns die wenig ermutigende Mitteilung machten: „Eigentlich wollten wir Ihnen abtelegraphieren, da wir absolut keine Wohnung für Sie haben.“ Nicht nur das Pfarrhaus, sondern auch fünfzig deutsche Häuser der Kolonie waren von den Engländern beschlagnahmt und wurden erst nach Jahren freigegeben. Ein freundliches Gemeindeglied hatte sich dann bereit erklärt, uns im Schlafzimmer seiner Töchter einzuquartieren und uns für die Mahlzeiten an den eigenen Tisch zu nehmen, zunächst nur für vierzehn Tage. Daraus wurde dann ein halbes Jahr, bis wir eine kleine Mietwohnung in demselben Haus beziehen konnten. Die äußeren Umstände waren auch dann noch wenig günstig. So hatte ich zum Arbeitszimmer einen kleinen schmalen Raum unten im Hause von etwa zweieinviertel Meter Höhe, in dem ich trotz der sommerlichen Wärme meinen Konfirmandenunterricht zu geben hatte. Das alles hatte aber den großen Vorteil, daß wir gleich in ganz besonderer Weise mit der Gemeinde verflochten waren; und deren Glieder, die in drangvoller Enge, oft in notdürftig zugerichteten Schuppen leben mußten, sahen, daß auch ihre Pfarrersleute ihr Geschick in allem teilten. Diese und manche andere Erfahrung machten uns dessen gewiß, daß der Herr selbst unsere Wege hierher gelenkt hatte. Waren wir schon in Beirut mit einigen nahen Verwandten der Haifaer Deutschen gut bekannt, ja befreundet geworden, so konnten wir nun bei diesen, die teilweise auch für kürzere oder längere Zeit nach Haifa hatten übersiedeln müssen, das alte Band neu festigen. Es handelte sich dabei nicht nur um Glieder unserer eigenen evangelischen Gemeinde, sondern auch um Mitglieder der palästinischen Tempelgemeinde.

Hatte doch einer aus dieser Familie, ein Beiruter Hotelbesitzer, nach der Besetzung Beiruts und Enteignung seines Hotels monatelang in unserem Beiruter Pfarrhaus Zuflucht gefunden und in außerordentlich schöner Nachbarschaft sich uns angeschlossen. Jetzt halfen sie uns, in Haifa die Stätte zuzubereiten, kauften alte Möbel und allerlei Einrichtungsgegenstände für uns und führten uns in den Kreisen der Deutschen ein.

War Beirut eine ausgesprochene Großstadtgemeinde gewesen mit überall zerstreut wohnenden Gemeindegliedern, so war Haifa eine geschlossene Siedlung von Württemberger Handwerkern, Bauern und einigen Kaufleuten. Zu der Gemeinde gehörte die Kolonie Waldheim, ein Bauerndorf von etwa siebzig Seelen, rein evangelisch, während das Nachbardorf Bethlehem in Galiläa ganz zur Tempelgesellschaft gehörte. Schon in Beirut hatten wir ein wenig von der Geschichte dieser Kolonien und der Tempelgesellschaft gehört. In der neuen Arbeit wurde es eine besondere Aufgabe, die evangelische Gemeinde neben der doppelt so starken Tempelgemeinde in bewußtem Festhalten an den Grundlagen unseres Glaubens zu stärken und zugleich die völkische Zusammengehörigkeit mit diesen durch viele verwandtschaftliche Bande und geschäftliche Beziehungen verbundenen Templern nicht zerreißen zu lassen. Für dieses Ziel hatte schon die Beiruter Zeit und die früheren Besuche in Haifa in der Bedrängnis der Kriegszeit vorgearbeitet, bei denen ich sogar aufgefordert worden war, im Tempelsaal über Beirut zu erzählen und einmal dort eine Bibelstunde zu halten. Dazu kam, daß wir schon im Jahre 1914 bei Kriegsausbruch, den wir ja in Haifa miterlebt hatten, Beziehungen zu dem kleinen Häuflein von Gemeinschaftsleuten und zu der sie fördernden evangelischen Karmelmission, die unter Leitung von Pastor Martin Schneider stand, gehabt hatten.

Es gehörte zu den Besonderheiten des „Tempels“, daß er damals in sich Raum hatte sowohl für württembergische Pietisten, aus deren Mitte — Hahnschen und Blumhardtschen Kreisen — er hervorgegangen war, als auch für ganz anders gerichtete Leute, die gerade

in jener unserer Anfangszeit mit Freude einen Unitarierprediger hörten, und später gar für Anhänger des Tannenbergbundes. Es kann nicht meine Aufgabe sein, über die Geschichte dieser Gesellschaft, die seit Anfang der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts in Palästina ihre wirtschaftlich in hoher Blüte stehenden Siedlungen begründet hat, hier eingehender zu sprechen. Nur so viel sei erwähnt, daß Christoph Hoffmann, der die Gemeinde begründete und ihre ganze weitere Entwicklung bestimmte, aus der württembergischen Brüdergemeine Korntal stammte und ursprünglich als Vertreter der pietistischen Schwaben in das Frankfurter Parlament gewählt worden war. Er stand allen christlichen Bestrebungen offen, war auch selber bei der Begründung der Evangelischen Allianz in Paris zugegen. Daß er dann im Jahre 1878 sich von dreien seiner in Deutschland weit umherreisenden Evangelisten, Johannes Seitz (später in Teichwolframsdorf), Martin Blaich (später in Preußisch-Bahnau) und Elsner, trennte, bedeutete Lösung von dem pietistisch und eschatologisch gerichteten Ursprung. Die Ablehnung der Taufe, des Abendmahls, der Versöhnungslehre, der Gottessohnschaft Christi und der unbedingten Autorität der Heiligen Schrift — so nach ihren eigenen gedruckten Mitteilungen — brachten die endgültige Absplitterung der Tempelgemeinde von der evangelischen Kirche. Infolge dieser Absonderung kam es zur Begründung unserer evangelischen Gemeinden in Haifa und Jaffa aus den Kreisen derer, die Hoffmanns Schritte nicht mitmachen wollten und wieder den Weg zu unserer Kirche — durch Vermittlung des Pfarrers der deutschen evangelischen Gemeinde in Jerusalem — suchten. Aber, wie gesagt, noch immer gab es unter den Templern Reste der alten pietistischen Frömmigkeit, namentlich in Haifa, so daß sich unter Leitung eines ihrer Ältesten in Verbindung mit der durch Johannes Seitz und Martin Blaich begründeten Karmelmission eine wöchentliche Gemeinschaftsbibelstunde, im wesentlichen nach württembergischer Art, erhielt. An diesen Stunden nahm ich von vornherein regelmäßig teil und hatte durch sie bald im Glauben herzlich ver-

bundene Freunde aus beiden Gemeinden. Mit ihnen hielten wir alljährlich in der ersten Januarwoche Allianzgebetsstunden in der Kirche, die auch von anderen Gliedern beider Gemeinden besucht wurden, ebenso wie auch gelegentlich Evangelisationsvorträge durchreisender Evangelisten.

Es gehört zu den manchmal wunderbaren Verknüpfungen unter den einzelnen Stationen meines Dienstes, daß ich nach wenigen Jahren wieder von Haifa aus nach Beirut zu Gottesdiensten und Amtshandlungen gerufen wurde. Vom Berliner Oberkirchenrat zum Verweser für die verwaiste Beiruter kleine Gemeinde bestellt, fuhr ich — oder ein Vertreter — allmonatlich einmal nach Beirut, jetzt auf der neu gebauten, wunderbaren Autostraße am Meer entlang, und konnte so in etwa zehn Jahren mithelfen, daß dieses kleine Häuflein zusammenblieb und allmählich wieder zu einer Kirchengemeinde erstarkte. Sie bekam später wieder eigene Pfarrer und eine deutsche Schule, die nach einigen Schwankungen von den Kaiserswerther Diakonissen übernommen wurde, bis der 1939 ausgebrochene Krieg dem Gemeindeleben und der Schule ein vorläufiges Ende bereitete.

Zu dieser Ausdehnung meines Dienstes nach Norden über hundert Kilometer Autofahrt hinweg kam von vornherein mein Auftrag als Pfarrer für die kleine Gemeinde in Jaffa, der mich südwärts hundert Kilometer weit mit der neu erbauten Eisenbahn und dem Auto führte. Jaffa hatte bis zum Jahre 1917 einen eigenen Pfarrer gehabt, der damals wie sein Jerusalemer Amtsgenosse zwei Jahre in Ägypten interniert worden war. So hatte ich ziemlich bald regelmäßig vier Predigtstätten zu besuchen, die recht weit voneinander entfernt lagen: Haifa und Waldheim allerdings nur dreiundzwanzig Kilometer, die ich zunächst im Pferdewagen, später im Milchauto zurückzulegen hatte, und dann Beirut und Jaffa. Dazu kamen noch gelegentliche Reisen zu zerstreut wohnenden Evangelischen in Nazareth, Tiberias, Safed und Akko von Haifa aus, in Sarona, Wilhelma und Bir Salem von Jaffa aus und endlich mancherlei Besuche in Jerusalem und Urlaubs-

reisen nach Deutschland. Das Reisen, das in meinem ganzen Leben eine große Rolle gespielt hatte, war mit hin im neuen Wirkungskreis nicht zu Ende gekommen.

Wenige Wochen vor unserer Ankunft in Haifa war Professor D. Gustaf Dalman, der schon vor dem Kriege Direktor des Deutschen Evangelischen Palästina-Instituts in Jerusalem war, für einige Zeit dorthin zurückgekehrt und mit der Vertretung des evangelischen Propstes für Jerusalem betraut worden. Er war mir schon aus meiner Studienzeit als Freund und Förderer unserer christlichen Studentenbewegung bekannt und führte mich in seiner Eigenschaft als Propst in der Gemeinde Haifa als Pfarrer ein, wie er auch einige Monate danach auf unsere Bitte in Waldheim die vor dem Kriege im Bau begonnene und nun fertiggestellte kleine Kirche einweihte und mich bei meinem ersten Besuch in Jerusalem an einige der uns Christen wichtigen Orte dort und in Bethlehem führte. Ich konnte auch an dem allmählichen Wiederaufleben der mancherlei evangelischen Anstalten und Arbeiten in Jerusalem teilnehmen, deren Leiter und Helfer uns zum großen Teil nahe befreundet und in steigendem Maße gern gesehene Gäste in unserem Hause in Haifa wie in Jaffa wurden. War in Beirut unser Pfarrhaus mehrfach eine Zufluchtsstätte für bedrängte und geflüchtete Landsleute gewesen, so konnte es an den beiden neuen Orten meiner Wirksamkeit viele christliche Freunde aufnehmen und beherbergen, aus Palästina wie aus Ägypten, wo nach einigen Jahren auch die jahrelang ferngehaltene Sudan-Pionier-Mission in Assuan und Umgebung wieder ihr Werk begonnen hatte. Auch allerlei Durchreisende und vielfach Missionarsfamilien auf der Aus- oder Heimreise fanden den Weg in unser Haus und ermöglichten uns eine persönliche Anteilnahme an den Arbeiten im Reiche Gottes in der ganzen Welt. Sogar zwei Missionare, ein Amerikaner und ein syrischer Prediger, die wir in Persien gekannt hatten, kehrten bei uns ein, ebenso ein anglikanischer Bischof aus Persien, der uns in der Gemeinde von dem wunderbaren Durchbruch des Evangeliums in diesem uns so teuren Lande berichtete. Dazu kamen

christliche Freunde der Karmelmission wie deren Missionare, die in Evangelisationsvorträgen und Berichten in unserer Kirche und im Karmelheim auf dem Berge, einige Male auch auf von uns veranstalteten Missionsfesten sprachen, so daß unsere Gemeinde wohl vor vielen anderen Gemeinden recht bevorzugt war. Für uns selbst kam noch etwas hinzu, über das wohl manchmal liebe Freunde scherzten: wir durften, obwohl ohne eigene Kinder, mehrfach jungen Paaren in unserem Hause die Hochzeit ausrichten: zweimal Missionaren der Sudan-Pionier-Mission, die auf ihren Urlaubsreisen nach Palästina in unserem Hause ihre einfache Hochzeit hielten, dann dem Propst von Jerusalem, einmal auch einem dänischen Ehepaar. Es ist uns immer eine besondere Freude gewesen, auf diese Weise mit unserem Pfarrhaus dienen zu können, das wir nach geraumer Zeit hatten beziehen können.

Unsere Gemeinden waren an Zahl nur klein, führten aber dadurch zu einem sehr nahen Zusammenleben und einer engen Verbundenheit mit dem Pfarrhaus, so daß wir uns manches Mal wie eine große Familie vorkamen, so besonders in der Not der Besetzungszeit in Beirut und Haifa, bei unseren Festen, vor allem der Weihnachtsfeier in unserer Kirche, an der alles, groß und klein, teilnahm und die Kinder vom zweiten bis zum vierzehnten Lebensjahr von der Gemeinde beschenkt wurden. An Begräbnissen beteiligte sich stets der größte Teil der Gemeinde, auch bei fast oder ganz Unbekannten, wie zum Beispiel bei Seeleuten. Hochzeiten, die namentlich in den ersten Jahren unseres Dortseins sehr einfach bei Kaffee und Kuchen gefeiert wurden, vereinigten in der Kirche wie beim Kaffeetrinken große Teile der Gemeinde. Taufen wurden stets in der ganzen Gemeinde nach dem Gottesdienst gehalten; bei Konfirmationen vermochte unsere Kirche die Teilnehmer, dabei in Haifa auch meist viele Templer, nicht zu fassen. Die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Kolonie Waldheim und dann das fünfzigjährige Jubiläum unserer Gemeinde Haifa führten große Menschenmengen zu ernstesten Gottesdiensten in der Kirche und zu fröhlichen Nachfeiern zusammen. Hierbei

muß ich auch das Fest unserer Silberhochzeit erwähnen, das an einem Sonntag gefeiert wurde, bei dessen Gottesdienst unser Freund, der Jerusalemer Propst D. Hertzberg, uns eindrucksvoll vorhielt, was eine Gemeinde von ihrem Pfarrer und was ein Pfarrer von seiner Gemeinde zu erwarten habe. Die Nachfeier, zu der wir unsere ganze Gemeinde Haifa und Waldheim und dazu noch Gäste aus Beirut, Jerusalem und Jaffa in die Pfarrwohnung einladen konnten, ist uns in lieber Erinnerung geblieben. Als unsere liebe Mutter, die Pflegemutter meiner Frau, in Haifa heimging und in unserer Kirche unter der Pfarrwohnung aufgebahrt wurde, erfuhren wir unendlich viel Teilnahme der Gemeinde, und ebenso bei dem ergreifenden Abschied, als ich 1937 in den Ruhestand trat und nur noch den kleinen Dienst in Jaffa übernahm. Wie reich ist unser Leben durch die warme Verbundenheit mit diesen Freunden geworden, die oft aus ganz anderen Gegenden der Heimat stammten! Wenn sie auch in ihrer Sprache, wie z. B. die Württemberger in ihrem unverfälschlichen Schwäbisch, uns Nordländern oft schwer verständlich waren, so verband uns doch eine herzliche Freundschaft und Gemeinschaft des Glaubens miteinander.

Auch zu den Juden gab es mancherlei Verbindungen. Hatten wir schon in Persien durch die uns umgebende Judenschaft mancherlei Berührung mit ihnen gehabt und ihnen mit dem Zeugnis von Christus zu dienen versucht, so war es nur natürlich, daß es in Palästina, in das nach dem Weltkrieg ein großer Strom von Juden sich ergoß, ohne unser Zutun zu Beziehungen kam. Es handelte sich dabei nicht nur um Bettler und Schwindler, die sich als Christen ausgaben und Hilfe zu erlangen versuchten, oder um Sonderlinge, wie einmal, als ein Mann, der, offenbar geistig nicht ganz normal, sich bei mir mit dem Worte: „Ich bin der Messias, der da kommen soll“ einführte. Es kamen auch andere Leute. Es ist ja bemerkenswert, daß in diesem Lande, wo die Juden offensichtlich von der Regierung begünstigt wurden und mehr und mehr an Einfluß gewannen, einzelne unter ihnen die Botschaft von Christus suchten und hörten.

Ausklang

Mit der Übersiedlung nach Jaffa im Jahre 1937 glaubte ich die letzte Station meines nunmehr verkleinerten Arbeitsfeldes erreicht zu haben und, wenn es dem Herrn so gefiele, von hier aus die letzte große Reise in die obere Heimat anzutreten. Diese zwei Jahre in Jaffa ließen mir eine dankbare Aufgabe in der kleinen, mir ja seit langem vertrauten Gemeinde. Dazu kam die Nähe Jerusalems und die Verbindung mit den Freunden im Aussätzigenasyl, in der Propstei, wo Propst Rhein damals wirkte, und im Syrischen Waisenhaus, wie auch in Bir Salem, dessen Mitarbeiter zu unserer Gemeinde gehörten und zu jedem Gottesdienst im Auto erschienen. Erschwert wurde diese Arbeit allerdings durch den immer schärfer werdenden Bürgerkrieg zwischen den Juden und den sich gegen den Verlust ihrer Heimat wehrenden Arabern. Die Straßen wurden unsicherer, der Eisenbahnverkehr durch Sabotage gestört, schließlich auf der Strecke nach Jerusalem ganz unterbrochen. In Jaffa flammten Nacht für Nacht in unserer Nähe Feuer auf, bei denen jüdische Geschäftshäuser verbrannten. Lästig waren auch die Ausgehverbote, die zeitweise täglich durch Sirene seitens der Engländer angekündigt wurden; am Tage von Heiligabend nachmittags um zwei Uhr wußten wir z. B. noch nicht, ob wir um fünf Uhr unsere Weihnachtsfeier in der Kirche halten könnten.

Im Jahre 1938 kam es zu einem großen Nationalfest der Deutschen, als alle Deutschen und Österreicher aus Palästina, Haifa, Jerusalem, Jaffa und aus den deutschen Dörfern im Auto oder in Autobussen nach Haifa fuhren, um auf einem dort liegenden deutschen Touristenschiff, das zu diesem Zweck die Drei-Meilen-Zone außerhalb des Hafens verließ, für den Anschluß Österreichs an Deutschland zu stimmen, ein Ereignis, wie es bis dahin in Palästina noch nicht stattgefunden hatte. Für die Fahrt zum Hafen hatte die Regierung von uns verlangt, daß wir in geschlossenen Autokarawanen mit Begleitung von englischen Tanks und Krafträdern führen, worüber sich die Araber nachher

sehr mißbilligend äußerten. Als in diesem Jahre der Leiter des Kirchlichen Außenamtes, Bischof D. Heckel, zur Einführung des neuen Propstes, Lic. Döring, über Kairo nach Jerusalem reisen sollte, konnte er nur im Flugzeug von Ägypten nach Ludd (Lydda) gelangen, wurde dort von Diplomingenieur Schneller, der, um vor arabischen Überfällen sicher zu sein, ein arabisches Kopftuch trug, im Auto abgeholt, erst zu uns nach Jaffa in Pfarrhaus und Kirche gebracht und dann weiter nach Jerusalem geleitet. Auch für seine Rückreise mußte er das Flugzeug von Ludd nach Haifa benutzen, konnte dort aber wegen Ausgehverbotes nicht einmal eine Gemeindeversammlung besuchen und mußte am nächsten Tage im Flugzeug nach Beirut weiterreisen.

Im Frühjahr 1939 drohte der Krieg wegen der Tschechoslowakei auszubrechen. Als diese Gefahr beseitigt schien, entschlossen wir uns mit Genehmigung des Vorstandes unseres Jerusalemvereins, die für das Jahr 1940 fällige Urlaubsreise bereits im Jahre 1939 anzutreten. Ich hatte einerseits den dringenden Wunsch, meine ernstlich erkrankten noch lebenden Brüder und viele andere Freunde noch einmal wiederzusehen, andererseits lagen in diesem Sommer die Verhältnisse für eine Vertretung im Amt durch mehrere Pfarrer und Vikare in Jerusalem besonders günstig. So machten wir uns Ende Juni für drei Monate Heimaturlaub auf, in dem Gedanken, daß dies vielleicht die letzte derartige Reise sein würde, ehe der völlige Feierabend anbrechen würde. Die Autofahrt nach Haifa zu dem dort liegenden Schiff gab uns noch einen sehr lebendigen Eindruck von dem ungebrochenen Streit zwischen Juden und Arabern. Kaum konnten wir uns für diese Fahrt ein Auto beschaffen, unterwegs fanden wir die Straßen teilweise gesperrt und in Haifa strenges Ausgehverbot für den Tag. Die schöne Schiffsfahrt zusammen mit einigen anderen Palästina-Deutschen und zwei Mitarbeiterinnen der Berronschen Elsässischen Morgenland-Mission unter Armeniern führte uns über Venedig, Mailand nach Zürich, wo wir die sehr interessante Schweizerische Landesausstellung ansahen, zu den Verwandten meiner Frau in Neuchâtel und dann in Ab-

stechern zu mehreren alten Freunden über Köln, Elberfeld, Wiesbaden nach Hofgeismar zu Professor Hertzberg, dem früheren Propst von Jerusalem, und endlich nach Gotha, wo wir bei unseren Verwandten und Freunden unseren Daueraufenthalt in Deutschland nehmen wollten. Eine Reise nach Berlin zu meinen Brüdern und nach Stettin in Pommern folgte.

Hier überraschte uns 1939 der Kriegsausbruch. Wir kehrten sogleich nach Berlin zurück und bald darauf nach Gotha, wo wir die ersten Kriegsereignisse miterlebten. Als klar wurde, daß der Krieg vor dem Winter nicht beendet sein würde, und weil wir, seit zwanzig Jahren durch die Winter im Orient verwöhnte Leute, die Winterkälte fürchteten, stellte ich mich dem Kirchlichen Außenamt für Vertretungsdienst in Italien zur Verfügung. Da ein solcher jedoch nicht benötigt wurde, entschlossen wir uns, auf eigene Hand in die erhoffte Wärme des Südens überzusiedeln, und zwar nach dem uns von früher wohlbekannten und geliebten Gardone am Gardasee; wir fanden es jedoch völlig verändert. Gardone war nicht mehr, wie früher, ein Winterkurort für Lungen- und Halskranke, sondern ein Sommer-Badeort geworden. Fanden einst Tausende von deutschen Gästen im Ort Unterkunft, so war jetzt im Kriege nur eine einzige deutsche Pension geöffnet; die großen Hotels waren fast sämtlich geschlossen. Mit Einverständnis des Kirchlichen Außenamtes und des mit der Seelsorge der Evangelischen in Gardone betrauten, aber immerhin recht entfernt wohnenden evangelischen Pfarrers in Meran übernahm ich es, die kleine Schar zu sammeln und alle zwei bis drei Wochen zu kleinen Hausgottesdiensten in unserer Pension zusammenzurufen. Das schöne deutsche Kirchlein war zu groß und dazu in dieser Zeit nicht zu heizen, so daß wir nur bei beginnendem Frühling uns einige Male dort zusammenfanden. Wiederum ein Pfarrdienst im Ausland! Wir empfanden es in dieser Kriegszeit sehr schwer, fern von der Heimat und allen fremden ausländischen Gerüchten ausgesetzt zu sein, obwohl Italien damals noch außerhalb des Krieges stand. Diese Neutralität ermöglichte uns einen schönen Dienst, den wir

unseren alten Gemeindegliedern in Palästina tun konnten. Nicht nur, daß ich von Zeit zu Zeit Gemeindebriefe an die verwaiste Gemeinde in Jaffa aus dem neutralen Lande schicken konnte, wir konnten auch mehrere hundert Privatbriefe von Eltern und Kindern vermitteln und so eine Verbindung ermöglichen, manchmal in sehr origineller Weise, indem die Angehörigen das, was für die fernen Lieben bestimmt war, an den „lieben Onkel“ und die „Tante Pastor“ schrieben.

Die wehrfähigen deutschen Männer, die bei Kriegsausbruch noch in Palästina weilten, waren schon in Lager gebracht; um die Weihnachtszeit 1939/40 wurden dann die deutschen Familien aus den Städten Jerusalem, Haifa und Jaffa, auch die Diakonissen, in den deutschen Dörfern Sarona, Wilhelma, Waldheim und Bethlehem konzentriert, in Sarona durch Propst Döring, Jerusalem, in Wilhelma durch Direktor H. Schneller vom Syrischen Waisenhaus, in Waldheim durch Missionar Heinrici von der Evangelischen Karmelmission kirchlich betreut. Die Dörfer waren mit Stacheldraht umgeben, von Engländern und Juden bewacht, aber im übrigen in ihren landwirtschaftlichen und sonstigen Betrieben nicht wesentlich beeinträchtigt. Die neu Hinzugekommenen mußten überall die fernen Bauern zu ersetzen suchen. Erst im Jahre 1942 wurde aus verschiedenen Dörfern ein Transport von etwa sechshundert Personen nach Tatura in Australien ins Werk gesetzt, bei dem wenigstens die bisher getrennten Männer mit ihren Frauen und Kindern wieder vereinigt wurden. Wir haben seither auch noch immer mit den zunächst in Palästina Verbliebenen, sowie mit den nach Australien Verbrachten in brieflichem, allerdings sehr lange Zeit in Anspruch nehmendem Verkehr stehen können.

Um den weiteren Verlauf des Krieges in Deutschland, und zwar an einem im Winter möglichst warmen Ort abzuwarten, gingen wir auf der Heimreise aus Italien zunächst für einige Wochen nach Baden-Baden in das von früheren Kuraufenthalten uns wohlbekannte Haus Salem des Karlsruher Diakonissen-

hauses. Hier hatten wir dann für fast acht Monate ein liebes Heim in schöner Gemeinschaft mit den Schwestern, denen ich ziemlich regelmäßig die Abendandachten und Hausfeiern (Advent und Weihnachten) halten konnte. Die süddeutsche Art der Hausgenossen war uns, die wir über zwanzig Jahre unter Schwaben gelebt hatten, nicht fremd, und der Ort selbst, obwohl in diesen Jahren auch ausnehmend kalt, von bezaubernder Schönheit im Winter wie im Sommer. In dieser Zeit, im Frühjahr 1941, erging nochmals ein Ruf in eine pfarramtliche Tätigkeit an mich. Der erst seit kurzem im Dienst der kleinen Luthergemeinde stehende Pfarrer war aus mancherlei Gründen der Staatsbehörde mißliebig geworden und wurde in ein Konzentrationslager gebracht. Trotz aller Versuche, ihn frei zu bekommen, war keine Aussicht dazu. So entschloß er sich, sein Amt niederzulegen, um der kleinen Gemeinde die Möglichkeit der Neubesetzung zu geben. Diese bot mir das Amt an. Ich übernahm zunächst die regelmäßige Vertretung, bis die Frage der Amtserledigung zweifelsfrei entschieden war, und nahm dann das Amt unter der ausdrücklichen Erklärung an, daß ich zu einer streng konfessionellen Amtsführung nicht imstande sein würde. Das würde meiner ganzen Entwicklung, wie meiner Lebensführung und Erfahrung völlig widersprechen. Die Gemeinde verlangte es auch nicht von mir. Und so war ich nun als Emeritus von Haifa, als durch den Krieg Ferngehaltener von der Gemeinde Jaffa seit Juni 1941 in einem regelrechten Pfarramt in einer Gemeinde, die allerdings immer durch emeritierte Pfarrer betreut worden ist, weil sie nur eine beschränkte kleine Zahl von Seelen umfaßt. Ursprünglich war sie eine Kurgemeinde gewesen, die sich später mit einigen anderen freien Gemeinden des Landes Baden zu einer lutherischen Synode zusammenschloß. Die Zusammensetzung der Gemeinde bedeutete für mich etwas völlig Neues. Waren in Palästina unsere Gemeindeglieder zumeist Bauern und Handwerker, so waren es hier fast ausschließlich im Ruhestand lebende Offiziere und Beamte oder deren Witwen, ferner Lehrer und Lehrerinnen, die meist aus den lutherischen

Gegenden Norddeutschlands, aus Bayern oder dem Elsaß hierher übergesiedelt waren. Es war uns ein großes Geschenk, daß wir sehr bald zu den allermeisten, namentlich den christlich Interessierten, zu einem warmen, herzlichen Verhältnis gekommen sind.

Der schöne Kurort Baden-Baden gab uns die Möglichkeit, wiederholt alte Freunde wie die Professoren D. Heim-Tübingen, D. Hertzberg-Hofgeismar, D. Strathmann-Erlangen, ferner Dr. Hans Berg zu Predigten und Vorträgen zu uns zu bitten. Vielfach wirkten wir dabei in Gemeinschaft mit der Landeskirche. Auch neue Bekanntschaften knüpften sich an, so mit Missionar Dr. A. Keysser von der Neuendettelsauer Papuamission, der zu einem Missionsfest unserer Gemeinde uns besuchte. Und wie manche Verwandte und Freunde, auch aus Palästina, konnten wir in unserem Heim begrüßen oder beherbergen! In alledem konnten wir mithin unsere alte Pfarrhausstradition fortführen und zu unserer großen Freude der Gemeinde mit unserer Wohnung, die uns Gottes Güte freundlichst bereitet hatte, für Gottesdienste, Bibelstunden und andere Veranstaltungen dienen. Das ist uns um so wunderbarer, als wir doch nur mit Reisekoffern in der Hand aus Palästina heimkehrten und unser ganzer Hausrat dort geblieben war. Und wie in diesen Dingen, so hat unser treuer Herr auch in der Versorgung mit allem anderen mit uns gehandelt. Unser Heim ist in dem fast ganz unversehrten Baden-Baden auch unbeschädigt geblieben, trotz der ungezählten Flieger, die über uns hinfliegen und einmal einen Phosphorkanister in unseren Garten warfen; und bei der immer schwieriger werdenden Versorgung mit Lebensmitteln hat der Herr immer wieder Eliasraben in menschlicher Gestalt gefunden, manchmal sogar uns persönlich Unbekannte veranlaßt, unseren Bedürfnissen abzuhelfen, gerade auch bei Krankheitsfällen, die nicht ausgeblieben sind und deutlich machten, daß die Zeit des wirklichen Feierabends immer näher rücke. So ist unser ganzes Leben bis heute ein wunderbares Beispiel von der Treue unseres Heilandes.

Wenn ich versuche, mir darüber klarzuwerden, welches die wesentlichen und wertvollsten Erfahrungen meines Lebens sind, so stehen vier Dinge besonders vor meinen Augen. Zunächst die eine Tatsache, daß, seitdem der Herr mich zu seinem Eigentum gemacht hat, mein ganzes Leben ein Dienst für ihn geworden ist, gewiß mit mancherlei Schwächen und Untreue, aber doch immer mit der bewußten und ausgesprochenen Hingabe an seinen Dienst, wo und wie es auch immer sein mochte. Das zweite, das mir so ungemein wertvoll und groß geworden ist, war die von Anfang an mir geschenkte Gemeinschaft und Verbundenheit mit seinen Jüngern aus den verschiedensten Kreisen, mit Männern und Frauen in der Heimat wie draußen. Und daß ich hin und her, wenn auch vielleicht nicht vielen, ein Wegweiser und Handlanger zum Glauben an unseren Heiland werden durfte, ist als drittes etwas, was mich immer wieder mit unendlichem Dank und Anbetung erfüllt. Endlich, daß ich im ganzen Leben und in der ganzen Lebensführung, der eigenen wie der um mich her, Gottes Wirken und Tun erkennen konnte, im Kreise der Verwandten und Freunde diesseits und jenseits unserer Landesgrenzen, und ich ihn unter den verschiedensten Völkern der weiten Welt am Werk zum Heil der Seelen sehen konnte, das ist mir eine außerordentliche Ermutigung und Glaubensstärkung gewesen. Der Herr ist doch Sieger und wird nicht ruhen, bis alle Völker der Erde zu seinen Füßen liegen.

Nachwort

Am 18. Juli 1950 wurde unser Freund Detwig von Oertzen in Baden-Baden heimgerufen. Er starb innerlich und äußerlich in vollem Frieden; seine Lebensgefährtin hat in dem Brief, in dem sie uns seinen Tod mitteilte, Paul Gerhardts Wort hinzugefügt: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“

Detwig von Oertzen hat in seinen Erinnerungsblättern immer wieder, besonders in den abschließenden Sätzen, durchklingen lassen und ausgesprochen, was ihm das Wichtigste an seinem Leben gewesen ist. Wer ihn kannte, wird das nur bestätigen können. Die Klarheit seines Glaubens durchdrang wie selbstverständlich sein Wesen und Leben. Und es waren bei allem Ernst, der dahinterstand, die frohmachenden Seiten des Christenglaubens, die alles prägten. Er erwähnt in seinen Aufzeichnungen gelegentlich, einen wie großen Einfluß der Wandsbecker Bote Matthias Claudius auf ihn gehabt hat. Das ist in der Tat sehr bezeichnend für ihn gewesen. Darum hatte sein Christentum diese erstaunliche Weite und war völlig frei von aller Gesetzlichkeit.

Es wird in den vorstehenden Blättern, deren Herausgabe für den Druck mir nun zugefallen ist, deutlich und verständlich geworden sein, warum wir, die wir ihm nahe verbunden waren, so darauf drängten, daß er seine Lebenserinnerungen aufschriebe. Es gibt niemand unter denen, die in der kirchlichen und missionarischen Arbeit im Nahen Osten am Werk gestanden haben, der das Arbeitsfeld so unmittelbar und so umfassend kennengelernt hat. Von Ägypten bis Bulgarien, in Persien und im syrischen Raum, als Missionsmann auf einsamem Posten, als Feldprediger der Orientarmee und als Gemeindepfarrer, unter Juden, Muhammedanern und morgenländischen Christen, und dabei in ständiger Fühlung mit Männern und Frauen aus anderen Lagern — es ist ein reiches Leben gewesen und ein bereicherndes dazu. Es war mir immer erstaunlich, wie vielen Menschen Detwig von Oertzen auf seinem Lebensweg begegnet ist; einen Eindruck davon

vermittelt das Buch ja auch. Er hat wahrlich vielen vieles sein können. So sehr er seinen Mann stehen konnte, beharrlich und energisch: er ist ein demütiger Diener seines Herrn geblieben. Er hat die Not und Schmerzen menschlichen Lebens an anderen und am eigenen Leibe kennengelernt. Aber er ist mutig und getrost durch alles hindurchgegangen. Er hat dabei an seiner Frau eine treue und verständnisvolle „Gehilfin“ gehabt und hat das wie alles als Gabe aus Gottes guter Hand genommen.

So steht er vor uns, seinen Freunden; die ehrfurchtgebietende Gestalt mit dem langen, früh ergrauten Bart und den guten, schalkhaften Augen, einer von den Christen, die ihren Herrn nicht verdecken, sondern sichtbar machen. Unter sein Lebensbild gehört das schlichte Wort aus Matthäus 26, 71:

„Dieser war auch mit dem Jesus von Nazareth.“

D. H. W. Hertzberg

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis

der bisher erschienenen Bände

(In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodelschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Büchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Moody, D. L. (48)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oetinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabai, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
 (Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Sieveking, A. (87/88)
Simsa, J. (72/73)
Spener, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stein, K. Frh. v. (117/118)
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,00; Doppelnummer DM 2,50

Die Reihe wird fortgesetzt.

DETWIG VON OERTZEN (1876–1950) erzählt in diesen Erinnerungsblättern aus seinem reichen Dienstleben, das ihn vor allem in die Länder des Nahen Ostens führte. Es gibt wohl niemand unter denen, die dort in der kirchlichen oder missionarischen Arbeit am Werk gestanden haben, die die einzelnen Arbeitsfelder so unmittelbar und so umfassend kennengelernt haben wie gerade er. Von Ägypten bis Bulgarien, in Persien und im syrischen Raum, als Missionsmann auf einsamem Posten, als Feldprediger der Orient-Armee und als Gemeindepfarrer, unter Juden, Mohammedanern und morgenländischen Christen, und dabei in ständiger Fühlung mit Männern und Frauen aus anderen Lagern – überall hat Detwig von Oertzen sich als Christuszeuge bewährt und ist dabei immer der demütige Diener seines Herrn geblieben. In zwei Weltkriegen hat er die Not und die Schmerzen menschlichen Lebens an anderen und am eigenen Leibe kennengelernt, aber mit seiner tapferen Lebensgefährtin ist er mutig und getrost durch alles hindurchgegangen. Sein Christentum hatte eine erstaunliche Weite und war frei von aller Gesetzlichkeit, aber bei allem war er einer von den Christen, die ihren Herrn nicht verdecken, sondern sichtbar machen.